This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

5041.56

Harvard College Library

FROM THE

PRICE GREENLEAF FUND

Residuary legacy of $711,563 from E. Price Greenleaf, of Boston, nearly one half of the income from which is applied to the expenses of the College Library.

Conrad Ferdinand Meyer

Conrad Ferdinand Meyer

25730

In der Erinnerung seiner Schwester

Betsy Meyer

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
1903

Alle Rechte, vornehmlich das der Übersetzung, vorbehalten.

I.

Bald werden es fünf Jahre sein, daß Conrad Ferdinand Meyer in der Stille seines Heims in Kilchberg am Uferabhange des Zürchersees seine Augen geschlossen hat. Elf Jahre aber sind vorüber, seit er die Feder niederlegte, die den Bildern seiner kühn schaffenden Phantasie die feste, reine Gestalt des Kunstwerks, das ihm eigentümliche starke, seine Dichtkunst charakterisierende Gepräge verlieh. Schon während er noch lebte, ist viel über seine Werke, über ihn selbst und seine Eigenart gesprochen und geschrieben worden. Sein schlichtes Landhaus war den Besuchern offen. Manche überschritten C. F. Meyers Schwelle, die, von ihm willkommen geheißen, sich mit ihm über seine und ihre eigenen künstlerischen und dichterischen Arbeiten unterhielten. Dieser einfache Umgang mit verständnisvollen Mitstrebenden, die sich auf derselben oder einer ähnlichen Bahn wie er weiterkämpften, auf jener steilen Bahn, die sich auch dem Berufenen nur Schritt für Schritt öffnet, sagte ihm am besten zu.

Dieſes mit geiſtesverwandten Freunden ſich Begegnen unter dem eigenen Dache, wie es, länger oder kürzer, die milde Gunſt des Tages bot, war in ſpäteren Jahren ſein liebſter Verkehr. Es war vielleicht der einzige, der ſeiner geiſtigen Natur völlig entſprach.

In früheren Zeiten bereits, als er noch keinen feſten Wohnſitz und keinen Dichternamen hatte, pflegte er lebhafteren Verkehr mit vielen verſchiedenen Menſchen, als es von einem einſam und damals etwas traumhaft durch das Leben Gehenden zu erwarten war. Selbſt von Natur arglos und ſogar unvorſichtig in der Äußerung ſeiner Eindrücke und Gedanken, empfing er von jeher von der Perſönlichkeit, der er, ſich mit ihr unterhaltend, gegenüberſaß, ſtarke und ſcharfe individuelle Eindrücke. Ganz andere wohl meiſtens, als ſein Gegenüber, wenn es zu den berechnenden Naturen gehörte, ahnen oder wünſchen mochte. Merkte er eine Abſicht, die nicht ſogleich frank hervortrat, ſo wurde er zwar nicht gerade „verſtimmt“, aber es beluſtigte ihn dann zuweilen, den entdeckten Faden komödienhaft weiterzuſpinnen oder zu verwirren. Im Grunde zog ihn jede ausgeprägte, ehrliche Menſchennatur durch ihre charakteriſtiſchen Seiten an. Im Salon oder im Bündner Poſtwagen, am Gaſttiſche des Berghauſes oder auf dem Dampfboote des Schweizerſees, überall begegnete er, ſchon in ſeinen reiſeluſtigen jüngeren Jahren, durchaus ungeſucht irgend einem, mit dem man ihn in kürzeſter Friſt in lebhaftem Geſpräche ſah. Hirten und Matroſen,

Professoren und Gelehrte der verschiedensten Fächer, Kantonsräte und Nachbarn vom zürcherischen Seeufer kehrten ihm gegenüber ihr Inneres heraus, verwickelten sich unversehens in Lebensfragen oder erzählten ihm seltsame Stücke ihrer eigenen Biographie. Jeder eigentümliche individuelle Zug interessierte ihn und erweckte in ihm unabweislich den künstlerischen Trieb, sich daraus den ganzen Menschen deutlich auszubilden.

Auf dem schattigen, breiten Verdeck unserer alten Dampfboote, die früher den Verkehr über den blauen See und von dessen Ufern nach Zürich vermittelten, war der schönste Raum für solche Begegnungen. Auf diesen Schiffen war der Dichter ein bekannter, gern gesehener Fahrgast. Freunde stiegen ein, Freunde stiegen aus; man sah sich, sprach sich; dann ertönte der Ruf: „Stopp!“ Der Dampfer hielt an einer der vielen blühenden Stationen, der leichte Landungssteg flog aufs Verdeck, man grüßte sich und schwand sich aus den Augen, während das Boot von dannen rauschte.

Nach Jahren, als mein Bruder nach seiner Verheiratung sich in Kilchberg niedergelassen hatte und nicht mehr unten am Ufer wohnte, benutzte er andere Verkehrsmittel, um von seinem hochgelegenen Heim nach Zürich zu gelangen. So verschwand er vom Verdecke des Bootes und ward kaum mehr dort gesehen. Ich reiste allein. Das kam nun seinen ehemaligen Dampfbootbekannten ungewohnt vor. Er mangelte ihnen. Da setzte

sich dann nicht selten der eine oder andere von ihnen zu mir, vielleicht in leiser Absicht, die vereinsamte Schwester zu trösten, und fragte nach meines Bruders Ergehen. Sie sagten mir, wie gerne sie immer mit ihm gesprochen hätten.

„Und das seltsamste ist," vertraute mir einst ein alter Professor der landwirtschaftlichen Fächer am Lehrerseminar in Küsnacht, „daß ich mit Ihrem Herrn Bruder immer über Dinge redete, die ich sonst ganz für mich behalte. So oft ich, wenn ich einsteigend ihn auf dem Verdecke sah, mir auch vornahm: Heute erwischt er dich nicht! Heute bist du vorsichtig! — im Handumwenden hatte er mich wieder in ein Gespräch über Dinge verwickelt, von denen ich gedacht hätte, eher zerbisse ich mir die Zunge, als daß ich mich darüber auslieẞe. Sonderbar, — darin hat Ihr Herr Bruder es mir angetan."

Und ganz absichtslos, sicherlich, geschah es. Etwa wie ein vorüberwandernder Geologe mit seinem Hämmerchen an eine Felswand klopft, um zu hören, was ihm daraus entgegenklinge. Denn gerade die flüchtige Dauer dieses Zusammenseins auf dem schönen, von kühlenden Lüften überhauchten See und die Freiheit der Bewegung auf dem Schiffe, die es gestattete, jeder unangenehmen Wendung des Gesprächs auszuweichen, ermüdende Längen abzuschneiden, sich in der Reisegesellschaft einen anderen Platz zu wählen, einer anderen Gruppe sich anzuschlieẞen, gab dieser Geselligkeit des Zufalls ihren besonderen Reiz.

Ein Verkehr, der für den Dichter ganz andere und köstlichere Früchte trug, wurde ihm durch die allwöchentlich in Mariafeld bei Dr. François Wille und seiner trefflichen Frau verlebten Nachmittage geboten. Dr. Wille war ein feinsinniger Vorleser. Es war ein großer Kunstgenuß, ihn Shakespearesche Dramen oder Goethesche Meisterwerke vortragen zu hören. Er las mit feurig-lebendigem Verständnis, edel und maßvoll, und der Freundeskreis, der ihn unter den hohen, schattigen Bäumen seiner Kastanienallee oder in den Sälen seines altzürcherischen Landhauses umgab, bestand aus nach Alter und Herkunft kurzweilig gemischten, stets aber aus aufmerksamen und dankbaren Zuhörern. Gäste von nah und fern, die irgend ein literarisches oder künstlerisches Interesse mit dem geistvollen Hausherrn verband, alte nordische Freunde, süddeutsche Nachbarn und Verwandte bewegten sich in dem liebenswürdig-gastlichen Hause unter dem aufsprossenden Geschlechte der jugendlichen Söhne und schönen Schwiegertöchter und Enkel der edlen, mütterlichen Frau, die alle verstand und jedem gütig war.

Kräftige, an Rubens erinnernde Farbentöne brachten bei festlichen Vereinigungen Gottfried Kinkel und die Gräfin Plater in das harmonische Bild: Gottfried Kinkel, von dem Dr. Wille behauptete, er sei einen Augenblick lang, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, der berühmteste oder doch der am meisten besprochene Mann

Deutschlands gewesen, und die Gräfin Platen, die, als mein Bruder sie in Mariafeld kennen lernte, gerade in den „Jugenderinnerungen", die sie schrieb und in „Über Land und Meer" publizierte, als die gefeierte Schauspielerin Caroline Bauer förmlich wieder auflebte.

Beide machten noch in ihren hohen Jahren in Rede und blühender äußerer Erscheinung den überzeugenden Eindruck ihrer früheren außerordentlichen Wirkung auf die Gemüter. Beiden spürte man an, daß sie dessen nicht vergaßen. Beide waren fühlbar guten und wohlwollenden Herzens. Wie kam es nur, daß die ihres Berufes bewußt werdende, sich konzentrierende Dichterseele meines Bruders gerade bei der Berührung mit diesen beiden Poetennaturen sich in den hintersten Winkel seiner inneren Abgeschlossenheit flüchtete und verbarg? Er, der sonst den lebendigen Blutstrom des Temperaments an anderen hoch wertete und seine eigenen Gebilde damit zu durchfluten und zu erwärmen bestrebt war?

Nicht daß er nicht beide Persönlichkeiten, jede in ihrer Weise, geschätzt hätte und im Verkehr dankbar und freundlich ihrem Wohlwollen entgegengekommen wäre! Auf Tischeslänge, wenn in Dr. Willes Speisesaal die beiden Veteranen der Kunst, das obere Ende der Tafel zierend und ihre vielfach gemeinsamen Erinnerungen austauschend, mit sonorer Stimme scherzten und rezitierten, sah der Dichter gerne still und unbehelligt vom unteren Tischende her dem lebhaften Kreuzfeuer zu. Da-

zwischen geraten? Zwischen die große Schauspielerin und den gewaltigen Redner? Nein! Die beiden Kraftnaturen, die sich völlig ebenbürtig waren, hätten ihn erdrückt. In solchen Lagen war er waffenlos. Kreuzten sich verschiedene Klingen in hitzigem Wortgefecht, wie es in Mariafeld vorkommen konnte, wurden die Angriffe persönlich, so konnte es ihm begegnen, daß er sich in der Waffe vergriff, daß ihm ein unglückliches, verletzendes Wort entfuhr, nur weil er sich vorzeitig decken und verwahren wollte. Es war seinem inneren Menschen dabei unwohl, und er bereute nachher den schleunigen Fehlstoß, des warnenden Wortes bedauernd eingedenk, daß „Wunden und Scherze zum voraus sich nicht messen lassen".

Gottfried Kinkel als Dichter, Caroline Bauer als Bühnenkünstlerin waren robuste und völlig ausgestaltete, plastisch und verständlich sich darstellende Persönlichkeiten. Ihre Wirkung war früher ins große und allgemeine gegangen. Einen verhüllten, psychologischen Hintergrund, wie ihn C. F. Meyer suchte und bedurfte, um sich selbst aufzuschließen, ein Menschenrätsel, wie es sein künstlerisches Bedürfnis zur Lösung verlangte, boten ihm beide nicht. Sie gaben mit vollen Händen, sie gaben ihr Bestes, und sie wußten, was sie gaben. Die noch immer imponierende Erscheinung der Gräfin Plater hatte sich im Alter, hierin der starken Komplexion Gottfried Kinkels nicht unähnlich, zu einer gewissen körperlichen

Schwere gerundet. Auch sie trug deutlich gezeichnete, weithin sichtbare Züge, verfügte über eine kräftige Geste und über den lachenden, tönenden Wohllaut einer Stimme, die weite Kreise zu beherrschen gewöhnt war. So bewegten sich schwächer oder spröder organisierte Naturen, wenn sie der Zufall neben diese alten Vollblutsmenschen versetzte, ganz unwillkürlich etwas rückwärts, teils wohl um von ihrer Art nicht psychisch Gewalt zu erleiden, teils auch im Gefühle, sie müßten, damit man ihnen gerecht würde, in einem weiteren Rahmen stehen und wie Freskobilder aus einer gewissen Ferne betrachtet werden können. Eine prächtige Verve und Arbeitskraft bewährten übrigens die beiden im Überschwang begabten Jugendgenossen auch gegen die auf sie eindringenden Gegenmächte des Alters und steigender finanzieller Sorge, vor der sie beide, ohne daß wir es damals ahnten, durch ihren glänzenden Namen durchaus nicht geschützt waren.

C. F. Meyers nach innen gedrängte Kunstbegabung, die nur schwer die ihn befriedigende Ausdrucksform fand und füllte, war eine jenem schwungvollen Ausgeben des eigenen Selbst — die Gräfin Plater hieß es scherzend: „sich selber verplempern" — durchaus entgegengesetzte. Obschon er das Theater in seiner Jugend gerne besuchte, wo es ihm, wie in Paris bei der Aufführung der Stücke französischer Klassiker im Théatre français, besonders des von ihm über alle anderen gestellten

Molière, einen einzigartigen, vollkommenen Kunstgenuß bot, so war er dennoch seiner ganzen Art gemäß allen starken theatralischen oder rhetorischen Eindrücken abhold. Ich erinnere mich nicht, daß irgend ein Vortrag politischer oder religiöser Natur ihn hingerissen oder fühlbar beeinflußt hätte. Er hörte dabei im Geiste leise Nebengeräusche, die ihn zerstreuten. Es entstanden dabei in seinem Innern unwillkürliche Regungen der Abwehr und des kritischen Einwands, die den Gesamteindruck störten. Beabsichtigte starke Wirkungen machten ihm leicht den Eindruck des Gewalttätigen und Rohen, wenn nicht gar des Unwahren.

Mit überfeinen, reizbaren Gefühlsorganen ausgestattet, wehrte er heftige Eindrücke und stürmische Persönlichkeiten, so gut er konnte, von sich ab. Er schätzte und bewunderte bewußt leidenschaftliches Auftreten nur, solange er es studieren konnte. Ihm persönlich mangelte jede Fähigkeit dazu. Er kannte den Ausdruck seiner eigenen Miene nicht und verstand es nicht, ihn zu messen oder auf eine weitere Umgebung zu berechnen. So war er in keiner Weise ein Redner, und auch das allerkleinste Talent zum Schauspieler ging ihm ab. Starken Konflikten — „Szenen", wie er das nannte — waren seine Nerven nicht gewachsen. Heftige Auftritte, schmerzliche Erschütterungen verletzten ihn tief. Je mehr er darunter litt, desto bleicher und unbeweglicher wurde sein Angesicht. In minderem Grade hatten schon Ärger oder Übermüdung eine

ähnliche Wirkung auf sein Nervensystem. Er nahm sich dann zusammen und hüllte sich in das, was vielfach als kalte Zurückhaltung an ihm beobachtet und gerügt worden ist.

Beweglich, fein und liebenswürdig im Kreise anregender Freunde, die ihn verstanden, war er gütig und einfach gegen Enterbte des Lebens und im Verkehr mit allen, die von ihm abhingen. Da er keine temperamentvolle, aber von Hause aus eine harmlose und kindlich heitere Natur war, so prägte er sich, als er einmal, nach innen und nach außen gefestet, auf eigenem Boden stand, zu einer geläuterten Persönlichkeit von ganz sicherem, sehr wohltuendem Umgange aus. Man fühlte ihm an, daß er guten, friedliebenden und gerechten Geistes war. In späteren Jahren flüchtete er seine Nervosität in eine gewisse zürcherisch-würdevolle Reserve und liebte es, wenn er zu Hause Gäste empfing, das Gespräch in ruhige Bahnen zu lenken, wo keine heftigen Zusammenstöße drohten. Von Persönlichem und von Persönlichkeiten seines Lebenskreises vermied er zu reden, da er wußte, wie leicht dabei unreine Motive sich einmischen oder kleinlicher Neid und schiefe Urteile hervorschießen. Solche Regungen waren ihm, an sich selbst und an anderen, als etwas Widerwärtiges verhaßt. Verleumdungen ekelten ihn an; der Abscheu vor dieser Häßlichkeit steigerte sich bei ihm zu physischem Unbehagen.

Die Ruhe des Landlebens, die sichere Abgeschlossenheit seines häuslichen Heims in Kilchberg

empfand der Dichter als eine große Wohltat. Bei seiner Abneigung, öffentliche Lokale und Weinstuben zu besuchen — er behauptete, schon der Geruch des Wirtshauses schlage ihm unangenehm auf die Nerven — wurde es ihm in älteren Jahren zur lieben, freilich etwas bequemen Gewohnheit, alle, die ihn aufsuchten oder kennen lernen wollten, bei sich in seinen gemütlichen vier Mauern oder im eigenen Garten zu empfangen. Hier fühlte er sich wohl und sicher, bewegte sich in genügender Luft und in genügendem Raum, was er den besten Luxus nannte, und war erst recht er selbst.

Es ist vieles aus diesen Kilchberger Gesprächen in die Öffentlichkeit gedrungen. Bald geschah es in liebenswürdiger, verständnisvoller Weise, bald in mißverstehender oder hämischer Auffassung. Bald erschien es als scharf porträtierende Federzeichnung von Künstlerhand aufs Papier geworfen, bald in unsicheren, stumpfen und entstellenden Zügen ohne Gefühl für die Individualität des Dichters nachgeschrieben. Mehrere haben wohl auch C. F. Meyers steife oder mißtrauische Zurückhaltung beklagt oder seine nur im Kreise um das eigene Ich sich drehende Eitelkeit.

So stellt man sich unwillkürlich die Frage: Über was redete denn der Dichter mit seinen Besuchern?

Gewiß zuerst und am liebsten über das, was sie zu ihm führte, über ihre eigenen künstlerischen Ziele. Er war und blieb innerlich ein Werdender

und interessierte sich mit Liebe für alles, was auf geistigem Boden wurde, sich entwickelte und emporwuchs. Wie verschieden aber waren seine Besucher! Wie verschieden die Wünsche, Interessen und Absichten, die sie hegten! Den meisten gegenüber suchte er gewöhnlich einen gemeinsamen, neutralen Boden, wo jeder sich unbefangen auszusprechen Raum fand und zu seinem Rechte kommen konnte.

Setzte er bei seinem Gaste ein dem seinigen verwandtes Streben voraus, und kam ihm lebendiges Verständnis entgegen, so sprach er vorwiegend über künstlerische und literarische Interessen und Eindrücke, ja, er erzählte sogar die eigenen Pläne, deren er einen solchen sich stets erneuernden Reichtum besaß, daß in ihm der Gedanke, man könnte ihm einen derselben vorwegnehmen, niemals aufstieg.

Conrad Ferdinand Meyers Anlage war sehr vorwiegend eine ästhetische. Bei ihm galt es in der Tat: der Mensch wächst durch seine Arbeit, aus seiner Arbeit heraus. Indem er das Schöne mit dem ganzen Ernst suchte, für seine poetischen Gebilde feste, reine Linien fand, die vor seinem inneren Auge entstehenden Gestalten vertiefte und vollendete, sein Werk von allem, was die Einheit des Grundgedankens störte, zu befreien bestrebt war, stärkte, vertiefte und reinigte er die eigene Seele. Gestaltend gewann er selbst innere Gestalt. Charakterisierend festigte er den eigenen Charakter. Es geschah ihm mit seinen Geisteskindern, wie es

leiblichen Eltern mit ihrem Fleisch und Blut zu gehen pflegt: daß sie bei der Erziehung ihrer sprossenden kleinen Ebenbilder erst recht die eigene persönliche Art und den Stoff, aus dem sie selbst gebildet sind, kennen lernen.

Erst beim Ausformen seines poetischen Stoffes wurde sich der Dichter seines Könnens und Wollens ganz bewußt, erst in starker, konzentrierter Geistesarbeit — wie Funke und Feuer erst entsteht, wenn der Stahl auf den harten Marmor schlägt. So kam es, daß er das Tiefste, das Intimste seines Wesens in poetischen Lichtreflexen mitteilte — in seinen Gedichten oder auch, wo er auf volles Verständnis traf, in einfacher vertrauter Aussprache. Redete er also in dieser ungesuchten Weise von seiner großen Liebe: von den Gesetzen und Gebilden unsterblicher Schönheit, von dem, was er die „große Kunst" nannte, so glaubte er das Beste zu geben, was er geben konnte, er gab dann sich selbst. Zurückhaltend wurde er da, wo er Mißverständnisse fürchtete. Eine andere absichtliche oder mißtrauische Reserve habe ich nie an ihm gekannt.

Gerade nun in dieser ihm eigenen Weise, das Gespräch im Bekanntenkreise auf den ungefährlichen Boden allgemeiner Interessen zu lenken, ist er nicht selten mißverstanden worden. Sie war die Schutzwaffe seiner feinen Natur, die ebenso ungern andere, auch Abwesende, in ihrem Eigenrechte verletzte als selbst gröblich beleidigt werden wollte. Man sah in dieser Vorsicht, die nicht der

Schwäche, sondern einer langen, wahrlich nicht allzu wohlfeil erkauften Erfahrung entsprang, kühle Vornehmheit. Man sprach und schrieb von der eitlen Vorliebe, die er habe, nur von sich selbst und der Arbeit, die ihn gerade erfüllte, zu reden. Und doch war ihm nichts unangenehmer, als wenn ihm zugemutet wurde, eine Schätzung seiner selbst vorzunehmen. Verhaßt sogar und unmöglich war ihm die Selbstbetrachtung, das analytische Auseinanderlegen des eigenen Ichs. Er konnte nie den Nutzen eines Tagebuchs einsehen und hat nie eins geführt. Ein solches Sich-Rechenschaft-ablegen über sich selber erschien ihm als eitel Sisyphusarbeit und Selbsttäuschung. So verhielt er sich auch den meisten Autobiographien und Lebensbeschreibungen gegenüber skeptisch. Er fühlte darin an der einen Stelle Lücken, an der anderen Ausfüllsel, — ein Zuwenig da, ein Zuviel dort, das dem Eindruck klarer, überzeugender Wahrheit Eintrag tat. Doch bestanden hierin für seinen Geschmack Ausnahmen. So war eines seiner Lieblingsbücher die Selbstbiographie des Benvenuto Cellini, die er immer wieder las und unvergleichlich nannte — aber nicht um ihrer makellosen Wahrhaftigkeit willen.

Zweimal ist mein Bruder bewogen worden, sich über seine Vergangenheit auszusprechen: das eine Mal 1885 in einigen biographischen Notizen für Herrn Dr. Anton Reitler, den Verfasser der Festschrift zu des Dichters sechzigstem Geburtstag, das andere Mal, auf Veranlassung des Herrn

K. E. Franzos, in der Neujahrsnummer der „Deutſchen Dichtung“ 1891: „Mein Erſtling: Huttens letzte Tage.“ Doch nicht ein einziges Mal, ſolange wir zuſammen wohnten, ſelbſt gegen mich, hat er, ſoviel mir erinnerlich iſt, ſich über ſeinen eigenen Lebenslauf oder Charakter, ohne daß ich ihn gefragt hätte, geäußert. Er ſchaute vorwärts und ins Weite.

Dies ſei als einziges Beiſpiel hier angeführt, um zu zeigen, wie er im Gegenſatz zu ſeinem wirklichen Gehalt und Weſen von manchen, die aus der Ferne an ihn herankamen, in verzeihlichem Mangel an Verſtändnis oberflächlich beurteilt wurde. Er ſelbſt ahnte es kaum und machte ſich daraus keine Sorge. Er war darin beinahe leichtſinnig. Von ſeiner Perſönlichkeit mochte er denken, was er ſeinem Hutten in den Mund legt:

. . . ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Menſch mit ſeinem Widerſpruch.

Wahre Sorge machte ihm zur Zeit der Entſcheidung und ſeines Kampfes nur eins: „Bin ich ein Dichter?“

Oder, wie er ſich ſelber fragt am Strande, wo die flatternden Möwen ſich im Meere ſpiegeln:

Und du ſelber? Biſt du echt beflügelt?
Oder nur gemalt und abgeſpiegelt?
Gaukelſt du im Kreis mit Fabeldingen?
Oder haſt du Blut in deinen Schwingen?

Zum Glück waren übrigens dem Dichter aus der erſten fröhlichen Jugendzeit, da er ſich nicht

ſtark um vergangene und zukünftige Tage plagte, bis tief in die reifen Jahre hinein, Bande trauter Kameradſchaft geblieben, auf die er ſich verlaſſen konnte. Mit dieſen alten Freunden ſtand er bei ganz verſchiedenen Lebensbahnen und Intereſſen auf dem feſten und unveränderten Grunde der Treue. Da ließ er ſich rückhaltlos und ſorglos gehen, wie es ihm Bedürfnis war. Solange er in Zürich wohnte, fand er ſich mit dieſen Jugendgefährten, die aus der Fremde auf Urlaub zurückkamen oder ſich in der Vaterſtadt bleibende Stätte geſucht hatten, im abendlichen Kreiſe gerne zuſammen. Bald bei dem einen, bald bei dem anderen verſammelte ſich die ehrenwerte Tafelrunde in fröhlichem Herrenkreiſe, um ſich in Erinnerung an ihre alten und neuen Erlebniſſe zu entlaſten und aufzufriſchen. Die einfache Bewirtung war dabei Nebenſache. Zu materiellem Lebensgenuß und lauter Geſelligkeit beim Becherklang war C. F. Meyers Konſtitution, ſo geſund ſie war, nicht angelegt. Er trank den dunkelroten Veltliner, den er in Bünden kennen gelernt hatte, mit voller Würdigung ſeiner herzhaften, kraftſpendenden Güte. Aber daß ein zweites oder drittes Glas ſeine Stimmung ſtark beeinflußt oder erhöht hätte, iſt mir nicht erinnerlich. Der Wein ſtieg ihm nicht leicht zu Kopfe und inſpirierte ſeine Dichtkunſt niemals. Er ſprach ſich, als er jung war, einſt begeiſtert aus über Uhlands Trinklied:

Wir ſind nicht mehr am erſten Glas,
Drum denken wir gern an dies und das,
Was rauſchet und was brauſet.

Es mag ſeiner Trinkbegeiſterung damals am beſten entſprochen haben. Doch war es — davon bin ich überzeugt — mehr die ſtimmungsvolle Steigerung der anſtürmenden Strophen, es war der poetiſche Genuß an dem Liede, nicht die Erinnerung an eigene Weinſeligkeit, die ihn zur Bewunderung hinriß.

Jahre ſpäter, auf einem Gange durch die Waldungen des Zürichbergs mit ihren unvermutet ſich öffnenden, reizenden Niederblicken auf den See und ſein liebliches Ufergelände, kam er aus einem ſtillen Gedankengange heraus plötzlich auf Gottfried Keller zu ſprechen. Mit unverhohlener Bewunderung rezitierte er, von dem damals noch keine Zeile gedruckt erſchienen war, vier Strophen aus einem Trinkliede Meiſter Gottfrieds, die in zornroten Roſen flammten.

„Welche Wucht! Welche Prachtſtimmung!“ rief er aus. „Es ſchwimmt ihm rot vor den Augen! Man ſpürt, jetzt wird er gleich dreinſchlagen!“

Er war von der Unmittelbarkeit und Kraft des poetiſchen Ausdrucks im Kellerſchen Liede ganz hingeriſſen. Körperlich dabei geweſen wäre er jedoch nicht gern. An der Grenze, wo bei Meiſter Gottfried, der einen „zornigen Wein“ trank, nach längerem Grollen und Schweigen die erſten

grimmen Feuerſcheine aufſchlugen, hätte ſich C. F. Meyer müde zurückgezogen. Er wäre eingedämmert, wie er ſelbſt das „Ende“ eines platoniſchen Feſtes beſchreibt: „Als die Häupter auf die Polſter ſanken —“. Oder es wäre in plötzlicher Ernüchterung mit einem Gefühle der Selbſtverachtung „das ganze Elend der Menſchheit über ihn gekommen“. Er ſcheute dieſe Grenzen.

Conrad Ferdinand war ſich von jeher der Verſchiedenheit der beiden Temperamente und Stoffgebiete ſo tief bewußt, daß er nie beim Leſen der Kellerſchen Meiſterwerke dachte oder ſich ſagte: „Hätte doch ich das gemacht!“ Noch weniger fiel ihm auch nur von ferne ein, er könne ſich dem um etliche Jahre älteren Meiſter Gottfried perſönlich nähern. Vor allem: er hätte damals, als einer, der noch nichts geleiſtet hat, keinen berechtigten Anknüpfungspunkt gekannt. So ſtand er denn zu Gottfried Keller völlig neidlos. Er las alles, was von ihm erſchien, mit begierigem Intereſſe. Er ſchätzte an ihm beſonders ein gewiſſes ingründiges Schwergewicht, in dem Meyer gern eine ſpezifiſch ſchweizeriſche Eigenſchaft erkannte. Sicherlich war ſie mindeſtens dieſen beiden Zürchern eigen und gemeinſam, ſo gut als der ehrliche Widerwille und Widerſtand allem Seichten und Gefälſchten, aller Phraſe gegenüber. Gemeinſam war beiden nicht weniger die gewiſſenhafte, ſtark individuelle, rein künſtleriſche Formung und Bearbeitung ihrer Stoffe. Mein Bruder hat ſpäter,

als ſie auf bekanntem Fuße ſtanden, immer gerne mit Meiſter Gottfried verkehrt, weil er ſich auf äſthetiſchem Boden trefflich mit ihm verſtand.

Wäre Keller nur nicht in ſeinen Stimmungen ſo ſehr unberechenbar geweſen! Zumal in ſeinen ſpäteren Jahren wurde er es, alſo gerade damals, da Meyer, nun ſelbſt zu einer kennenswerten Perſönlichkeit gefeſtet, ſich gern zu dem von ihm nach ſeinem vollen Werte geſchätzten Landsmanne in der richtigen Art, gleich zu gleich, auch perſönlich geſtellt hätte. Gottfried Keller, den mein Bruder, meiſt in Freundesangelegenheiten, zuweilen in ſeiner Wohnung aufſuchte oder wohl auch zufällig in den Leſeſälen der zürcheriſchen Muſeumsgeſellſchaft traf, machte ſelbſt keine Beſuche. Zur guten Stunde war er intereſſant und wohlwollend, wenn man ihn ruhig gewähren ließ und mit bewundernden Anreden oder Anſprüchen ihm nicht zu nahe rückte. Ich erinnere mich, mit meinem Bruder ihm auf dem Verdeck des Dampfers auf dem Zürcherſee begegnet zu ſein. Da ſaßen die beiden Fünfziger vom Hintergrunde der blauen Wellenfläche umfloſſen unter dem von der Sommerluft bewegten Zelte an das Geländer gelehnt wie alte Freunde beiſammen und ſprachen lebhaft, Gottfried Keller mit einem gewiſſen ruhigen, dunkelbärtigen Ernſt, der ihm wohl zu Geſichte ſtand. Auch in Mariafeld bei ſeinem alten Freunde, Dr. François Wille, erſchien er einmal, als der Begleiter einer anmutigen, jungen Künſt-

lerin, die ihm von ihrem in Venedig durch die Pflichten des Arztes festgehaltenen Manne, als seinem alten Bekannten, bei ihrer Durchreise und bei ihrem kurzen Aufenthalt in Zürich warm empfohlen worden war.

An jenem Nachmittage erfüllte Gottfried Keller seine Gesellschaftspflicht mit einer ernsthaften und natürlichen Liebenswürdigkeit, die niemand ahnen ließ, daß ihm die Aufgabe vielleicht weniger angenehm war, als es den Anschein hatte. Er verpflichtete uns damit alle zu Dank, den wir uns aber wohl hüteten ihm auszusprechen. Wir hatten alle zu viel schon von seinen plötzlichen Stimmungswechseln erzählen gehört!

Auf der Sicherheit gegenseitigen Treumeinens aber, wie sie der Jugendfreundschaft unter Männern eigen ist, die jeden Puff überdauert und verträgt, gründete sich das Verhältnis Conrad Ferdinands zu Gottfried Keller nicht. Der Altersunterschied zwischen beiden war freilich kein bedeutender. Aber Gottfried Keller war schon lange der große Schweizerdichter gewesen, als unversehens Conrad Ferdinand Meyer aus dem Dunkel neben ihn trat. Er hielt vielleicht meines Bruders Dichterlos für leichter und heller als das eigene. Ach, er kannte eben des anderen Natur und Schicksale mit ihren Schattenseiten keineswegs!

Meyers feines Gefühl für die fremde Individualität ließ ihn derartiges ahnen. Er spürte, wie Keller dagegen ankämpfte, aber des inneren

Murrens nicht immer Herr wurde. Zartſinnig und billig, wie er es war, ſagte er ſich auch, dieſer ſtille Groll entbehre nicht jeglicher Berechtigung. So übte er gegen Meiſter Gottfried jene rückſichtsvolle, freundſchaftliche Vorſicht, die ihm ſelbſt im Laufe des klippenreichen Lebens zur anderen Natur geworden war.

Ob Gottfried Keller lieber mit mehr Derbheit angefaßt worden wäre? Wer kann es wiſſen! Sie konnten, ſcheint mir, beide nicht anders und ließen ſich die Dinge gefallen, ſo wie ſie lagen.

II.

Wenn ich von den Beziehungen rede, in die Conrad Ferdinand Meyer auf seinem Wanderwege durch das Leben in angenehmer Weise geriet, so darf ich seines wechselnden Reiseumgangs nicht vergessen. Zumeist flüchtig vorübergehende Begegnungen, denen er aber nicht geringe Freude und Anregung, auch ein gutes Teil seiner Menschenkenntnis verdankte. Solch ein Zusammentreffen, das ihm der reine Zufall gewährte, behagte ihm; nach Namen und Herkunft der Reisegefährten zu fragen lag ihm ferne. „Visitenkarten" führte er damals nicht mit sich, dachte also nie daran, solche auszutauschen. Bei längerem Zusammensein, wenn man vielleicht tagelang gemeinsam in einsamer Herberge eingeschneit oder eingeregnet war oder wochenlang nebeneinander zu Tische saß, ergaben sich nach und nach die Personalien von selbst. Bei solcher oder ähnlicher Gelegenheit aber irgend einer berühmten Persönlichkeit sich vorstellen zu lassen, dazu bezeugte mein Bruder niemals Lust.

Weniger aus Schüchternheit oder verborgenem Stolz als aus Scheu vor Enttäuschung. Er fürchtete alles Gezwungene.

Der Dichter verstand es, des Wanderns froh zu werden. Da er in keiner Art peinlich, schwierig oder anspruchsvoll war, kam er, wo schwerfälligere Gemüter stecken blieben, mit gutem Glück und heiterem Genügen durch. Daß ihn je eine Wirtsrechnung verstimmt oder Regenwetter, das länger andauerte, als ihm lieb war, ihn unglücklich gemacht hätte, habe ich nicht erlebt. Wohl aber konnte ihn unmutiges Nörgeln und Berechnen der Mitreisenden stören und ungeduldig machen. Er ließ solchen Kleinkram lieber abseits liegen. So warf er in der jugendlichen Genußfähigkeit seines lebhaften Geistes, der sich dessen freute, was die Stunde bot, kleine Mühen oder Enttäuschungen weit hinter sich zurück.

„Ihr reist recht wie die Studenten ..." bemerkten zuweilen vorsichtigere Leute. Aber wir fuhren dabei nicht übel — im Gegenteil. Die sich leicht bescheidende, unpedantische Art des Dichters, auf der Reise Leuten und Verhältnissen zu begegnen, machte ihn den Menschen angenehm und trug ihn mit beflügelten Schritten über Steine des Anstoßes hinweg. So gestalteten sich seine ohne festes Programm unternommenen Sommerreisen nur um so abwechselungsreicher und genußvoller. Er hielt sich nomadenhaft auf seinen poetischen Weideplätzen so lange auf, als sie ihm

den Ertrag boten, deſſen er gerade bedurfte. Die ernſte Mühe, das Sichten und Ausgeſtalten, das „Ringen mit einem Stoffe“ begann erſt wieder, wenn er zu Hauſe war.

Nachdem Conrad Ferdinand Meyer wegen des für ſein Bedürfnis nach Stille zu lebhaften Fremdenverkehrs ſeine Sommerſtation im Oberengadin aufgegeben hatte, verlebte er zweimal die heißen Monate auf der bewaldeten Höhe von St. Wolfgang in Davos. Dann in brennender Julihitze — es war anfangs der ſiebziger Jahre — ſehnte er ſich nach Schneenähe und reinſter Höhenluft. Erſt lockte ihn die Pilatusſpitze, deren eigentümlicher, faſt traumhaft ſchöner Niederblick auf die Buchten und Vorgebirge des Vierwaldſtätterſees und regenbogenartige Nebelſpiegelungen ihn bezauberten. Doch wohnen zu bleiben unter dem Schleierhute des Pilatus, konnte dem Dichter auf die Länge nicht zuſagen. So zog er denn durch das Urnerland der toſenden Reuß entlang auf die Paßhöhe des St. Gotthard, wo, nicht lange vorher, Lombardi, der treffliche Hausvater des Hoſpiz, ein kleines Berghaus für Touriſten erbaut hatte, das er Hôtel „della Proſa“ nannte. Dort brachten wir zwei Wochen zwiſchen Felſen in einer Wolkeneinſamkeit zu, die ſogar meinen nach Bergſtille verlangenden Bruder mit leiſen Schauern allzu ſtrenger, feierlicher Abgeſchiedenheit umwehte. Recht mitten auf der Wetterſcheide, wo die Wolken gebraut werden, die Regen und Ge-

witter nach Norden und Süden über das sommerwarme Tiefland führen, hatten wir unseren Sitz aufgeschlagen.

Und es zog sich in jenen Sommerwochen dort manches schwere Unwetter zusammen. Entweder umhüllte uns undurchdringlich nasser Nebel, oder Sturmwinde umbrausten das einsame Haus. Dazwischen brannte wieder durch wechselnde Wolken der scharfe Sonnenstrahl auf die Plätze, wo wir im kargen Schatten zerstreuter Felsblöcke auf dem mit den blaurötlichen Sternen einer kurzstieligen Primel übersäten Moose uns lagerten. In den Lüften ein unaufhörliches Schaffen und Wehen, zwischen den Ufern des kleinen Lucendrosees unstet in der Sonne leuchtende, krachende Eisflächen, grün schimmernde Tafeln, schmelzende Bruchstücke, die sich lösten, in der heftigen Strömung schwankten, untertauchten und fortgerissen wurden.

Zum erstenmal begann hier der Dichter, aus dem Schneehauch und dem Gestein des Hochgebirges sich wegzusehnen nach dem Grün der Alpweiden und dem Dufte der Arven und Bergtannen. So setzte er sich denn, schnell entschlossen, in den Postwagen, fuhr hinunter ins grüne Urserental und von dort über den Paß der Oberalp an den Vorderrhein.

Es war am schönsten Sommermorgen, als uns auf der Bündnerseite die ersten Wohlgerüche der Tannen aus milderen Lüften entgegenwehten. Über einem kristallhellen Sturzbach neben der Straße schwebten große Büsche glühender Alpen-

roſen. Dann kam die erſte Station, Chiamutt, wo die Poſtpferde gewechſelt wurden. Es war ein neues Berghäuschen und alles darin noch ungebraucht, rein und blank, durchzogen vom Geruche des Tannenholzes, aus dem es gefügt war. Alles hell in der Sonne, friſch im Hauche der Berge!

„Hier wäre gut wohnen!“ ſagte Conrad Ferdinand. „Übers Jahr könnten wir da den Sommer zubringen.“

Und ſo geſchah es auch. Die beiden letzten Male, da wir zuſammen zu Berge ſtiegen, haben wir die heißen Monate in der Abgeſchiedenheit von Chiamutt verlebt.

Jedoch liebte mein Bruder, den langſamen Aufſtieg aus der ſchwülen Tiefe in die Höhenluft mit tagelangem oder unter Umſtänden wochenlangem Aufenthalt auf Zwiſchenſtufen zu machen. Zumal das reizvolle Vorderrheintal hegte für ihn manche Lieblingsplätze, an denen er, wenigſtens zu Beginn einer Erholungsreiſe, nicht vorüberfuhr.

Da war vor allen anderen in Flims ein altes Poſthaus, in dem er ſich wohl fühlte. Treppen und Flur dufteten dort von dem friſchen Bergheu, das in der angebauten Scheune aufgeſchichtet war. Wir wurden damals noch patriarchaliſch von den Wirtsleuten ſelbſt mit freundlichem Anſtand echt bündneriſch bedient und konnten, da Ferienreiſende ſelten im Orte ſelbſt Quartier nahmen, weil ſie den damals ſich eines jungen Rufes erfreuenden „Waldhäuſern“, einer Kuranſtalt oberhalb Flims,

den Vorzug gaben, eine trauliche, große, braun getäfelte Gaſtſtube des Hauſes als unſer Wohnzimmer benutzen.

Hier ſaßen wir denn eines Abends beim Nachteſſen, mein Bruder, ein noch jugendlich ſchlanker Vierziger, in ſeiner über einem feinen Hemde bis an den Hals zugeknöpften Reiſejoppe, zwei eben angelangten lebhaften Franzoſen gegenüber. Man unterhielt ſich vortrefflich. Das Geſpräch, bei der Weinkarte beginnend, ſprang vom landesüblichen Veltliner auf Land und Leute über. Der Dichter, dem beide lieb geworden waren, pries das ernſtere Bergvolk und ſeine Eigenart, im Vergleich mit deſſen Nachbarn an der Südgrenze. Die Fremden, die nach der Weiſe franzöſiſcher Touriſten von den einen ſo wenig wußten wie von den andern, fragten, ob die Landesſprache, die ſie natürlich nicht verſtanden, Deutſch oder Italieniſch ſei. — Sonderbar, das Geſpräch blieb am Rheinufer und deſſen rebenbekränzten Hügeln mit ihren köſtlichen Weinſorten haften. Elſaß, Lothringen und Burgund wurden unter dieſem Geſichtspunkte verhandelt. Wir begannen, die Fremden für Weinreiſende zu halten. Mein Bruder bekannte ſeine ſehr beſchränkte Kenntnis des gerühmten Geländes und Gewächſes.

„Sie haben aber doch, das iſt ſicher, die Gegenden uns weggenommen, wo dieſer mildeſte, angenehmſte Tiſchwein wächſt!“ rief Conrads vis-à-vis voller Wehmut und Vorwurf.

„Ich? Wieſo ich?“

„O, Sie werden sehen, es ist ein herrliches Gewächs, das Sie von uns erbeutet haben! ... Sie sind doch ein preußischer Offizier?“

Das kam dem Dichter unerwartet. Fast so absonderlich erschien ihm diese Frage wie einst, vor Ostern 1858, als wir in der Postkutsche von Civita Vecchia nach der ewigen Roma fuhren, die Frage eines alten geistlichen Würdenträgers aus Belgien. Er war kurz zuvor in Anerkennung der Verdienste, die er durch die Gründung eines Ordens zur Pflege der Gefangenen sich erworben, zum Kammerherrn des heiligen Vaters ernannt worden und zog nun nach langen, langen Jahren zum erstenmal wieder gen Rom, um die neue Würde bei den bevorstehenden Festen zu bekleiden und Pius dem Neunten, den er noch nicht persönlich kannte, in derselben sich vorzustellen.

Kaum hatte er, nach Überwindung der damals unter der Reisewelt berüchtigten Zollschwierigkeiten von Civita Vecchia uns, die noch nicht ganz die Trauer um unsere geliebte Mutter abgelegt hatten, gegenüber im wackligen, engen Wagen Platz genommen, so fragte er mich, ob ich meine Gelübde bei den Damen du sacré cœur abgelegt habe, und begrüßte meinen braun gelockten, zweiunddreißigjährigen Bruder, der neben mir saß, als katholischen Geistlichen.

Wir stellten uns ihm eilig als protestantische Christen vor.

„Warum gehen Sie denn aber nach Rom,

wenn Sie keine Katholiken ſind?“ fragte er ganz betrübt.

Er verſtand meinen Bruder und deſſen Beweggründe zu dieſer Reiſe nicht und bedauerte tief, „ſo tugendhafte Perſonen ihren heidniſchen Irrtümern“ nicht entreißen zu können. Dabei blieb er aber ein guter und intereſſanter Reiſegefährte.

Wie dieſem ehrwürdigen, im Dienſte ſeiner Kirche ergrauten Haupte auf der Straße nach Rom jedes dunkle Gewand als ein geiſtliches Ordenskleid erſchien, ſo erblickten nach dem deutſch-franzöſiſchen Kriege reiſende Touriſten aus Frankreich in dem ihnen ungewohnten Gefühle, diesmal die Beſiegten zu ſein, allüberall preußiſche Offiziere, ſogar in den Schweizerbergen.

Auf dieſer Reiſe nach den Quellen des Rheins begegneten uns keine, während nach dem Kriege von 1866 meinen Bruder ſein gutes Reiſegeſchick im Oberengadin mit ſehr liebenswürdigen Vertretern des preußiſchen Militäradels auf längere Friſt an der einfachen Tafel eines Berghauſes vereinigte.

Nein, der Dritte, der nach uns ins Kabriolett der Bergpoſt einſtieg, als wir rheinaufwärts nach Diſentis fuhren, war kein Soldat. Wer war er? Mein Bruder kümmerte ſich nach ſeiner Gewohnheit nicht darum, intereſſierte ſich aber nach wenigen Minuten um ſo mehr für das, was ihm der Reiſende, ein um einige Jahre älterer, gewandter und feiner Mann, mitteilſam erzählte.

Er kam aus dem Bade Tarasp, wo er mit einigen der bedeutendsten deutschen Diplomaten zusammengetroffen war, mit den Männern, deren Hand die weltbewegenden Fäden ins Gewebe der Zeitgeschichte wirkt. Es hörte sich an, als ob auch seine gewandten Finger ein Weberschifflein durch den „Zettel" zu schießen imstande wären. Doch nein. Er war kein Diplomat. Dazu erschien er von den Dingen zu stark erregt. Er sprach zu viel davon. Diplomaten sind schweigsamer. Meinem Bruder sagte er verheißungsvoll, er zähle darauf, am Abend in Disentis noch einmal mit dem Abgeordneten Eduard Lasker, der auch in Tarasp gewesen sei, zusammenzutreffen.

Bei sinkendem Tage gelangten wir zum Posthause in Disentis, das zugleich der Gasthof war, und kurz darauf rief ein Glockenzeichen zur Abendtafel. Mit bedeutungsvollem Blicke wies unser Reisegefährte, als mein Bruder, in den Speisesaal tretend, an ihm vorübergehen wollte, nach der Mitte des langen Tisches und flüsterte: „Er ist da! Darf ich Sie vorstellen?"

Ein leise verneinendes Kopfneigen des Dichters dankte ihm für sein Anerbieten.

Wir suchten, als die zuletzt und ohne Vorbestellung Angelangten, unsere Plätze am unteren Ende der Tafel. Da hatten wir denn im Profil die lebhaft redende deutsche Gruppe, deren unverkennbarer Mittelpunkt der berühmte Abgeordnete war, in angenehmer Hörweite vor uns. Eine

Hängelampe beleuchtete den klugen Kopf des von Geſtalt unanſehnlichen, das Geſpräch beherrſchenden Mannes mit ſeinen bewegten, ſcharfgeſchnittenen, durchgeiſtigten Zügen. Mit welcher Klarheit und Gewandtheit er ſprach! — Wie logiſch zuſammenhängend und wie lebendig! Es unterbrach ihn niemand. Höchſtens ertönte von gegenüber eine eingeworfene, ihn zu einer weiteren Erörterung veranlaſſende Frage. Ich weiß nicht, welche ausgeführte oder noch zu unternehmende Gebirgstour den Ausgangspunkt gegeben hatte; jetzt entwickelte er die Bedingungen einer Gipfelbeſteigung, die Kunſt und Vorſicht, mit der eine Bergreiſe vorzubereiten und auszuführen iſt, wenn ſie erfolgreich ſein ſoll. Er beſchrieb Gegenden und Wege, Gipfel und Ausſichten ... alles vortrefflich und unwiderleglich.

Was erhob ſich denn nur in meiner ſchweizeriſchen Naturſeele für ein leiſer Widerſpruch gegen dieſe mich doch außerordentlich intereſſierende Beredſamkeit? Erſchien ſie mir als ein unvermittelter Gegenſatz zu den dunklen Berggewalten, in deren Revier wir uns hier ſchon befanden? „Der Mann hat den Hauch der heiligen Frühe auf den Höhen nie geſpürt," widerſtrebte ich innerlich, „er weiß nicht wie der Morgen aufleuchtet über der in den unendlichen Raum ragenden, ſchweigenden Gletſchereinſamkeit, nichts von ihren reinen, tief blauen Schatten! Er kennt auch nicht die Kraft der Sonnenſtrahlen auf dem Schneefelde, unter deren

Gewalt allüberall ein geheimes Schmelzen und Rinnen und Singen entsteht und die Bergwasser unwiderstehlich zu Tale stürzen."

Das zuhörende Gegenüber machte die Bemerkung: „Da ist es wohl am vorteilhaftesten, den Aufstieg morgens um 6 Uhr zu beginnen?"

„Nicht bei allen Besteigungen scheint diese allgemeine Regel zu gelten," fuhr der überall orientierte Parlamentarier fort. „Ich ließ mir heute von einem Bergführer erklären, daß sich bei Gletschertouren andere Verhältnisse ergeben." Und nun erklärte er ebenso eingehend und überzeugend wie zuvor seine eigene Wahrnehmung, was er früh am Tage von einem bündnerischen Bergführer gehört hatte. Es war unmöglich, dieser klaren und beredten Auseinandersetzung nicht zuzuhören; ebenso unmöglich war es, daß irgend ein anderer eigener, widersprechender Gedanke hätte aufkommen können. Die Dinge lagen so, wie er sagte. Man fühlte, der Gegenstand war erschöpft.

So zogen wir uns denn auch lautlos und etwas reisemüde zurück. Ein einziger Gedanke regte sich noch in mir: „Welch einen Eindruck macht wohl dieser von der Gunst des Tages uns unverhofft gezeigte berühmte Redner des deutschen Reichstags auf meinen Bruder? — Fühlt er, dessen impulsive, aus der Tiefe sich mühsam emporarbeitende Ausdruckskraft geradezu im Gegensatze steht zu dieser außerordentlichen Gewandtheit des schnellen logischen Denkens und Sprechens, nicht

durch ein ſolches Rednertalent ſich gedrückt wie durch eine entmutigende Überlegenheit?" Ich habe es nie erfahren. Eine flüchtige Frage, die ich wagte, als wir, unſere Zimmer aufſuchend, die Treppe hinanſtiegen, blieb überhört und unbeantwortet. Er ſchwieg.

Es lag damals ein erſtes Manuſkript ſeines „Jürg Jenatſch", das er vorher unter hartem Ringen mit dem ihn feſſelnden und ſpröden Stoffe ausgearbeitet hatte, in ſeinem Reiſekoffer. Es ſollte in Chiamutt, ſo hatte er ſich's vorgenommen, noch einmal umgeſchmolzen werden. In ſolcher Zeit erſchien er, von der Schwere der Arbeit abſorbiert, ſchweigſam, ſobald er nicht unter Fremden war. Er vertiefte ſich ganz in ſeine Dichtung, beſchäftigte ſeine Gedanken kaum ernſtlich mit etwas anderem und machte ſich von fremdartigen oder ſtörenden Eindrücken los.

So kam es, daß unter uns auch ſpäter jenes Abends in Diſentis niemals Erwähnung geſchah. Es zog den Dichter rheinaufwärts in die Höhenluft. Am folgenden Morgen beſuchte er einen nahen Ausſichtspunkt, die Kapelle auf dem Hügel, die ihm von früher her lieb war. Dort ſchweifte ſein Blick in das nach dem Lukmanier führende Seitental und folgte den Windungen der damals neu angelegten Poſtſtraße nach dieſem Bergpaſſe. Schon in Flims hatte uns unſer Wirt etwas wehmütig erzählt, die Bündner ſeien mit dem tunnelreichen Bau der Straße bis zu ihrer Kantons-

grenze auf den festgesetzten Termin fertig geworden; auf der Südseite dagegen seien die Tessiner im Rückstande geblieben und bis heute ihren Verpflichtungen nicht nachgekommen.

Die Windungen eines Bergwegs haben etwas Verlockendes. Wir kreuzten das Tal, um die malerischen Partien der neuen Straße auf einem Vormittagsgange mindestens in ihren ersten Tunnelbauten und Brücken kennen zu lernen. Auf die Mittagstunde hatten wir einen Einspänner, der uns nach Sedrun führen sollte, bestellt. Der Tag war gewitterschwül. Greller Sonnenschein leuchtete gelb auf der einsamen Lukmanierstraße vor uns, die wir nun hinangingen. Da kam vom Tale her ein kleiner Wagen an uns vorüber. Zwei breite graue Bärte unter schwarzen Filzhüten saßen Schulter an Schulter darin und fuhren nun mit einem raschen Bergrößlein vor uns her. Wir verloren sie bei der nächsten Straßenwendung aus dem Gesicht.

Nicht lange nachher fiel uns ein mitten auf dem Wege sich von der blendenden Safranfarbe der Straße abhebender schwarzer kurzer Strich in die Augen. Was konnte dort auf der öden Strecke geradlinig quer im Staube liegen? Wir kamen dem Dinge näher und erkannten darin bald einen großen, alt-vornehmen Regenschirm von schwarzer Seide. Wer hatte ihn hier verloren? Niemand anders natürlich als die beiden alten Herren, denen er wohl bei einem plötzlichen Rucke der Räder aus

dem zurückgeſchlagenen Lederdeck ihrer kleinen Kaleſche geglitten war.

Woher aber kamen ſie? Wohin fuhren ſie? Wir konnten den redlichen Schirm unmöglich hier auf der Straße ſeinem höchſt ungewiſſen Schickſale überlaſſen und hoben ihn auf. Noch gingen wir durch zwei weitere Tunnels und dann wieder zurück, ohne außer einem alten, holztragenden Weiblein einer lebendigen Menſchenſeele zu begegnen.

Auf der Poſt in Diſentis wollte mein Bruder unſeren Fund abgeben und ſich zugleich, bevor wir abführen, danach erkundigen, ob in Sedrun das Gaſthaus dafür eingerichtet ſei, Reiſende, die dort gerne mehrtägigen Aufenthalt nähmen, bequem zu beherbergen. „Warum nicht?“ lautete die Antwort. „Wenn Sie bleiben wollen in der wilden, einſamen Gegend, ſo wird Sie der alte Wirt — er iſt ein braver Mann und heißt Lucas Caveng — wohl nicht ungern behalten. Eigentliche Kurgäſte wohnen dort ſelten. Jetzt gerade iſt einer droben, wenn er nicht wieder abgereiſt iſt, ein ſtiller, älterer Herr, der nicht viel reden mag.“ — „Ja,“ ließ ſich eine andere Stimme aus dem Hintergrunde des Poſtlokals vernehmen, „er iſt noch dort. Heute vormittag iſt der Wirt auf ſeinem Wägelchen hier vorüber mit ihm nach dem Lukmanier hineingefahren.“ — Das waren offenbar die beiden Graubärte, die an uns vorübergekommen waren.

„Gut!“ ſagte mein Bruder, „wir haben auf

der Straße seinen Schirm gefunden. Den nehmen wir gleich mit."

So stiegen wir flugs in das bestellte leichte Fuhrwerk und waren guten Muts, daß des Himmels schwere Wolken sich noch nicht in Regenschauern niederließen, sondern uns den freien Ausblick auf das schöne, sich hier stellenweise zur Bergschlucht verengernde Tal gewährten. Mit dem gefundenen Schirm, dem Pfande freundlichen Empfanges, in der Hand kamen wir in Sedrun an.

Er gehörte einem vortrefflichen, liebenswürdigen Manne, mit dem mein Bruder eine Reihe wenig vom Sonnenschein begünstigter Tage unter dem Dache des würdigen Lucas Caveng aufs angenehmste verbrachte. Dunkel, hochgewachsen, breitschultrig und aufrecht, erschien der Fremde einem festen Bündner nicht unähnlich, war aber dabei sehr schonungsbedürftig. Ein Brustleiden ließ ihn nur mit leiser, bedeckter Stimme reden und zwang ihn, eine geschützte Lage in reiner Luft aufzusuchen. Er war Buchhändler und hieß Bädeker, wie der gleichfalls in Essen an der Ruhr geborene und mit ihm verwandte Herausgeber der berühmten „Reisebücher". Ihm war das liebste Buch seines Verlags, mit dessen Korrektur und Vervollständigung er sich auch in Sedrun in stillem Genuß emsig beschäftigte, der „Pharus am Meere des Lebens", eine Anthologie, die zu jener Zeit in Deutschland überaus beliebt und verbreitet war. Mit liebevoller Sorgfalt bereitete damals der

Verleger eine Prachtausgabe dieſer Sammlung vor. Er ſichtete und mehrte ſeine Auswahl von Sinnſprüchen und Dichterworten. Er reihte ſie ein in die Rahmen der verſchiedenen Gebiete und Stufen des Menſchenlebens, die er alphabetiſch geordnet hatte, und ließ ſie durch Profeſſor A. Schmitz mit einer Fülle allegoriſcher Zeichnungen ſchmücken.

Traten wir, unter naſſen Regenmänteln heimkommend, zur Eſſenszeit in die große gewärmte Täfelſtube, ſo ſaß er dort am Schreibtiſch und blickte mit dunkeln Augen, in denen ein freundliches Feuer leuchtete, von ſeiner geliebten Arbeit auf.

Nach ſeiner Abreiſe begann das Wetter, wie es bei uns im Spätſommer nach einer Reihe von Gewittern meiſt geſchieht, allmählich ſich aufzuklären.

Da ließ ſich der Dichter nicht mehr halten. Er wollte hinauf nach der lichten Höhe, nach der Rheinquelle, nach dem Berghaushalt im Blockhäuschen zu Chiamutt.

In Sedrun hatte er zu ſeiner Befriedigung erfahren, Vater Lucas, bei dem wir wohnten, ſei der Erbauer und Eigentümer jener verlockenden „hohen Station“. Er ſelbſt, der im Tale wohlangeſehene Hauswirt, zog mit ſeiner Familie nie hinauf. — Er habe, ſagte er uns, einen vertrauten Mann droben, der die Wirtſchaft verwalte und alles wohl ausrichte und behüte.

In der Tat, einen ſo beſcheidenen und treuen, geſchickten und viel erfahrenen Wirtſchafter wie

Modeſt Decurtins auf Chiamutt haben wir weder vorher noch nachher auf den Bergen getroffen. An alles Nötige und Angenehme dachte er. Überall war er an ſeinem Platze. Mit demſelben leichten Anſtande präſentierte er hohen, mit Extrapoſt über die Oberalp fahrenden Damen am Wagenſchlage in weißen Handſchuhen mit geſenktem Haupte Biskuits und Limonade, wie er, wenn die ſich kreuzenden Poſtgeſpanne in der Höhe und in der Tiefe verſchwunden waren, diesmal ohne Handſchuhe, raſch einen Beſen zum Vorſchein brachte und ſicheren Blickes mit einigen gewandten und leiſen Schwüngen den Platz vor ſeinem ſchmucken Häuschen reinkehrte. — Als Koch war er vorzüglich und unſichtbar. Nur ſelten erblickten wir unter der Küchentür im Hintergrunde des kleinen Hausflurs ein zum Abwaſchdienſte angeſtelltes Aſchenbrödel aus dem armen Dorfe unterhalb der Bergterraſſe.

Decurtins war ein unabhängiger Bürger von Truns, wo er die lange Winterzeit im gemütlichen Verkehr mit den Heimatgenoſſen verlebte, auch nicht ungern, wie er erzählte, der Jagd oblag. Seine Weltkenntnis und mannigfache Geſchicklichkeit hatte er ſich in Rom erworben. Als ein guter und unbeſcholtener Katholik hatte er früher einige Jahre lang unter den Schweizern der päpſtlichen Leibgarde gedient. Dann, als der Eiſenhelm, der zur Gala bei feſtlichen Paraden gehörte, in ſüdlicher Hitze ſeiner Schmächtigkeit zu drückend wurde, er-

hielt er die bevorzugte Stellung des Hausmeisters und Kochs in einem römischen Seminar der hohen Geistlichkeit. Er mußte viel gesehen und erfahren haben, war aber, wie es sich für einen Weltmann schickt, taktvoll und schweigsam und hielt mäßig von sich selbst. Ein Hehl daraus, daß er Legitimist, daß er ein getreuer Sohn seiner Kirche und des heiligen Vaters sei, hat er nie gemacht. So wenig als sein Herr, der graubärtige Lucas Caveng, der einen wetterfesten katholischen Bündnerkopf auf den Schultern trug, wie uns kaum ein ebenso kluger und würdiger je begegnet ist.

Es war denn auch Modest Decurtins, der uns nach Tagen und Wochen, als milde herbstliche Klarheit über den Bergen lag, eines Morgens den Weg zeigte zur geheimnisvollen Quelle des Vorderrheins, zum felsenumschlossenen Tomasee in der Flanke des Badus.

Sonderbar, so lebendig in mir die Erinnerung an die letzten Schritte zu unserem Ziele ist: des morgendlichen Ganges aufwärts längs steiniger Berghalden und durch grüne Alpentäler weiß ich mich nicht zu entsinnen. Den Pfad, den wir damals gingen, würde ich heute nicht mehr finden. Die einfachen Linien und lichten Farben der Gegend von Chiamutt bis hinauf zum blauen See auf der Oberalp und hinüber bis zum Niederblick ins Urserental waren uns zur lieben Gewohnheit, zum altbekannten Eindruck, zum unbewußten Hintergrunde unserer Gedanken geworden. Wie oft hat

mein Bruder, auf dem kurzen Rasen am Ufer ausgestreckt, das sanfte Wellenspiel des Oberalpsees vor sich, die Himmelbläue mit den ziehenden Wolken über sich, träumend gerastet!

Denn der Bergsee ist mein Liebchen,
Zeigt mir bald ein himmelklares,
Bald ein launenfinstres Antlitz . . .

Doch an jenem Morgen sahen wir ihn nicht in der Nähe. Wir schlugen uns seitwärts und stiegen höher. Heute ist mir nur der Eindruck geblieben, unser Weg sei ein kurzer gewesen. Mir ist noch erinnerlich, wie wir in ein schmales, samtgrünes Alptal einschwenkten, in dem eine Sennhütte stand. Ein kristallheller Bach eilte uns, den Grasteppich durchschneidend, entgegen. Nun wandten wir uns rechts, erklommen auf schmalem Steige eine das Tälchen begrenzende Felsmauer und traten durch einen Riß zwischen ragenden Trümmern in ein von dunkeln, senkrechten Wänden umschlossenes Rund.

Ich klomm und klomm auf schroffen Stiegen,
Verwognen Pfaden, öd und wild,
Und sah den Born im Dunkel liegen
Wie einen erzgegoss'nen Schild.

Fernab von Herdgeläut und Matten
Lag er in eine Schlucht versenkt,
Bedeckt von schweren Riesenschatten,
Aus Eis und ew'gem Schnee getränkt.

Es war ein tiefes, tiefes Becken, in das wir, auf einem schmalen Vorsprunge stehend, hinunter-

ſchauten. Unten flutete ſtilles und doch wellenbewegtes, ſtahlſchwarzes Gewäſſer. Ein einziger Punkt in der Tiefe glänzte wie ein lichtdurchſchienener Smaragd. Rechts unten, wenig über dem Waſſerſpiegel, öffnete ſich der Fels dem Sonnenſchein. Dort lockte üppiges, helles Grün an einer unbetretenen, unerreichbaren Stelle. Hohes, feuchtes Riedgras in goldenem Tageslicht leuchtete aus der Spalte einer verborgenen Schlucht, durchronnen von einem Wäſſerlein, das ſich ſanft in die Seetiefe ergoß. Das iſt der Anfang, die oberſte Quelle des Vorderrheins.

Gerade gegenüber, jenſeits des dunkeln Waſſerſpiegels, aber hatten ſich die ſtill-mächtigen Gewäſſer eine Ausgangsſchwelle gegraben. Dort überwallten ſie die tief eingezackte Scharte der Felsmauer in einer großen, klaren Woge und ſtürzten jenſeits in ungebrochenem Falle auf die grüne Alpe nieder, um ſie als tiefer, ſchneller Bach zu durcheilen.

Auf unſerer Höhe hörten wir den Sturz des Waſſers nicht — es ſtörte kein Geräuſch die Stille des abgeſchloſſenen Ortes.

Als wir ſprachen, widerhallten unſere Worte ſeltſam.

„Es iſt hier ein ſtarkes Echo," ſagte Decurtins und jauchzte wie die Hirtenbuben, wenn ſie ſich von den Alpweiden aus der Ferne anrufen. „Verſuchen Sie's einmal!"

Conrad Ferdinand, der noch immer nachdenk-

lich in die dunkle Rheinquelle blickte, rief mit voller Stimme: „Bismarck!“

Ein vielfacher Widerhall antwortete aus der Tiefe. Doch der Ton zersplitterte an den Wänden, er wiederholte sich immer ferner und undeutlicher, wie eine zweifelnde Frage.

„Pio nono!“ scholl es nun aus Decurtins' Munde mit aller Macht, deren seine Stimme fähig war.

„Nono, nono?“ klang die Antwort herauf in vielfach gebrochenen, immer leiser fragenden, spottenden Tönen; als verstünde der Geist der Bergtiefe diese menschlichen Namen nicht.

Nun stieß Decurtins mit raschem Fuße an ein Felstrum, das abgelöst am Rande des Abgrundes lag. Es schwankte und stürzte . . . Ein zorniger Sturm entstand in der Tiefe. Es dröhnte wie Donner zwischen klingenden Erzmauern gewaltig und unterirdisch vom Seegrunde herauf, verworren und herrisch, weiter und weiter, wie Streit und fernes Schildgetöse der Nibelungen:

Ein Sturz, ein Schlag, und aus den Tiefen
Und aus den Wänden brach es los:
Heerwagen rollten, Stimmen riefen
Befehle durch ein Schlachtgetos.

III.

Nachdem ich verſucht habe, die täglichen Eindrücke, die Umgebung und den Verkehr meines Bruders zu ſchildern, wie ſie während des Zeitraumes auf ſeine dichteriſche Perſönlichkeit einwirken mochten, den ich ſeine Wanderjahre nennen könnte, ſtehe ich vor der Frage: Welchen Eindruck aber hat er ſelbſt während dieſer Periode und in ſpäteren Jahren auf ſeine Freunde und Bekannten, auf die Leſer und Bewunderer ſeiner Gedichte als Menſch gemacht? Wie lebt er in ihrer Erinnerung?

Da iſt es denn eigentümlich, wie das Bild des Mannes, deſſen Empfindung für die charakteriſtiſchen Züge der mit ihm Verkehrenden eine ſo ſcharfe war, daß ſie ſich zu Zeiten für ihn zum ſeeliſchen Leiden ſteigern konnte, ſeinerſeits ſich nicht mit den einſchneidenden Linien eines Charakterkopfes, der er doch war, der Erinnerung der Zeitgenoſſen eingeprägt hat.

Die ihm menſchlich zunächſt Stehenden freilich kannten ihn. Für ſie war er die Seele ohne Falſch.

Sie zählten in allen Fällen auf die ihm innewohnende ruhige Güte. In der Öffentlichkeit dagegen, in die er persönlich heraustrat, ist seine geistige Physiognomie in ihrer originalen Begabung, sind seine unveränderlichen Charakterzüge von wenigen erkannt und von manchen unglaublich verschieden und widerspruchsvoll beurteilt worden.

„Das ist unter uns Menschen nicht anders," erwidert man mir. „Wer sieht dem anderen, wer sieht sich selber auf den Grund der Seele? — Wir kennen uns, die einen die anderen, nur durch die unendlich vielen, unendlich unter sich verschiedenen gegenseitigen Abspiegelungen unseres Wesens. Wo findet sich die Natur, wo findet sich das Menschenleben vollkommen treu wiedergegeben? Wo ist die feste Norm? Wo das unumstößliche künstlerische Gesetz und Urteil? Was ist Wahrheit — auf dem Gebiete des Schauens und Schilderns?" Auch Conrad Ferdinand Meyer selbst hat diese Fragen wieder und wieder erwogen.

Ich glaube, er fand die Lösung in seiner großen, reinen Liebe zur Kunst und in immer strengerer, gewissenhafter Vertiefung in seine dichterische Aufgabe. Er sagte sich: Der Mensch wird offenbar in seiner Tat. Der Dichter, der Künstler offenbart sich in seiner Dichtung, in seinem Kunstwerk. Ganz und vollkommen sollte auf allen Gebieten, auf dem ästhetischen wie auf dem ethischen, die Persönlichkeit durch die Tat nach außen sich

darſtellen. Dann würde ſie leuchten. Sie müßte dann allen einleuchten.

Die Laufbahn des Dichters und des Künſtlers iſt ein wenig begangener Weg. Er muß auf „eigene Hand“ und unabhängig ſeine beſondere Straße ziehen. Und er wird durch dieſe Unabhängigkeit, ob er wolle oder nicht, unter den Zeitgenoſſen ein einſamer Mann. In C. F. Meyers Geiſte war dies Bedürfnis innerſter Unabhängigkeit mit der höchſten Achtung für die der anderen vereinigt. So kam es, daß ſich in ſeinen ſpäteren Jahren um ihn eine Zone angenehmen und vielſeitigen, aber niemals aufgeregten Verkehrs bildete, in der man die Dinge dieſer Welt mit Intereſſe, aber, um ſeinen Ausdruck zu gebrauchen, in „läßlicher Weiſe“ beſprach.

Die tiefliegenden Quellen ſeines Lebens blieben zugedeckt. Nur im Heiligtum ſeiner Poeſie und nur ſchwer und ſchmerzlich drängte ſich dieſe heiße Flut ans Tageslicht hervor. Wer des Dichters innerſtes Weſen kennen will, findet es allein in ſeinen Werken.

Im Alter vollzog ſich immer deutlicher dieſe Scheidung zwiſchen dem liebenswürdigen, humorvollen, überall maßhaltenden Menſchen und dem in der Tiefe nach Ausdruck ringenden elementaren Dichtergeiſte. Ich glaube ſogar, mein Bruder verweilte gerne in den von ſelbſt und unbemerkt durch die veränderten Verhältniſſe entſtandenen Schranken des Alltagslebens. Es lag irgendwo in ſeiner

früher höchst beweglichen Natur ein verträumter, ruhsamer Zug. Nach den inneren Kämpfen seiner Jugend war es ihm, als das Alter nahte, nicht unangenehm, in harmlosem Verkehr auf der Sonnenseite des Lebens zu rasten.

Überdenke ich die ungleichen Eindrücke, die manche Besucher von der Persönlichkeit des Dichters empfingen, so steigen unwillkürlich gewisse Abendstimmungen aus einer längst vergangenen Zeit in meiner Erinnerung auf.

Es war in Meilen am Zürichsee. Während der langen Sommertage schrieb mein Bruder am liebsten unter den großen, dunkeln Kastanienbäumen am Ufer. Sie beschatteten die beiden unteren ins Wasser hinausgebauten Ecken der massigen Gartenmauer. Rechts und links davon spiegelte die Flut und lagen auf sanft ansteigenden, kiesigen Landungsstellen die Kähne der Fischer, unserer Nachbarn, im Schutze der hohen Mauer geborgen.

Der eine dieser weitschattenden Bäume bildete meines Bruders Arbeitszelt, in dem „Jürg Jenatsch" und, zum großen Teil, „Der Heilige" auf einem von Bänken umgebenen breiten Tische niedergeschrieben worden sind. Auf der Gartenseite, wo zwei gerade Kieswege längs der niedrigen Umfassungsmauer zu dieser grünen Rotunde führten, neigten sich die Äste in sanftem Bogen bis auf die Erde, so daß wir sie beim Eintritte wie Vorhänge auseinanderschlugen. Weiter noch breitete sich das

dichte, große Laubwerk über das Gemäuer nach der Seeſeite aus. Dort berührten die gebogenen Äſte mit ihrem herunterhangenden jungen Grün die ſpielenden Wellen. Kein Strahl durchbrach die kühle Baumkrone. Die Helle ſpiegelte herauf aus dem durchſonnten Gewäſſer und füllte unſer gewölbtes Zelt mit grünen, lieblich bewegten Sonnenreflexen.

Unſere Lampe haben wir nie unter dies grüne Blätterdach geſetzt. Brach die Dämmerung ein, ſo dunkelte es ſchnell unter den Bäumen, und ein ſcharfer Windhauch ſtrich über das Waſſer. Dann gingen wir auf dem Kiesweg längs der Seemauer zwiſchen den beiden Kaſtanienbäumen hin und her, bis das ſpätere Abendboot mit ſeinen Lichtern den Landungsſteg in Meilen verließ und an uns vorüber ſeeaufwärts dampfte. Es lag ein verborgener Zauber in dieſem raſchen Vorgang, der ſich niemals ganz gleichmäßig wiederholte. Die farbigen Lampen des Verdecks und die Fenſter der hell erleuchteten Kabine warfen einen vollen Lichtſchein auf die von den Rädern des Dampfers durchfurchte Seefläche. Helle, ungeteilte Strahlenſäulen ſpiegelten ſich zunächſt im Waſſer. Dann löſten ſie ſich, uferwärts gleitend, in Sterne auf und dann, raſcher und raſcher fahrend, in feurige, eilig geſchriebene, geheimnisvolle Lettern.

„Wer die Schrift leſen könnte! Wer die Zeichen verſtünde?“ ſagten wir zu einander. Ein Moment nur — und ſie erloſchen. Wie wenn der Feuerſtift

einer Kindeshand entglitte, zeichneten sich die erblassenden Flammenbänder nur noch schwankend und maßlos in weit geschlungenen, fliegenden Zügen auf den heranwallenden breiten Wogen. Und jetzt erstarb der Schein auf der Welle, die sich an der Gartenmauer brach oder den flachen Kies unter den Fischerkähnen überschwemmte.

Jeden Abend sprühte die feurige Runenschrift, von Wind und Wellen beeinflußt, in etwas veränderten Lettern über das Wasser. Es war ein Augenblick. Das leuchtende Boot entschwand in die Ferne. Der Schein verblich. Es ward nun dunkel, und wir wandelten langsam durch den rebenüberwachsenen Bogengang den erleuchteten Fenstern des Hauses zu.

Heute nach vielen Jahren kommen mir diese feurigen, immer matter und undeutlicher werdenden Schriftzeichen oftmals zu Sinn, wenn mir bald von da, bald von dort in freundlicher Meinung kurze Erinnerungen an Conrad Ferdinand Meyer, Urteile über ihn, bisher ungedruckte Fragmente seiner unvollendeten Entwürfe oder Stellen aus Briefen, die er einst in warmer und heller Stimmung an Freunde geschrieben hat, vor die Augen gebracht werden. „Ja, er ist es!“ freue ich mich. Aber ist es der ganze Conrad Ferdinand? Nein. Kommt eine solche Erinnerung aus seiner unmittelbaren Nähe, sind es Worte aus seinem Munde, Zeilen seiner eigenen Hand, so leuchten sie mir entgegen wie das ungebrochene Licht eines bekannten Sterns

in ruhiger Flut. Wiegt sich aber der Widerschein auf den breiten Wellen der neueren Literaturkunde, so blicke ich traurig auf die unzusammenhängenden, in Einzelheiten zerbrochenen, entstellten Züge, in denen ich mich nicht zurechtfinde und meinen Bruder, dessen inneres Lebensbild in meiner Erinnerung ein vollendetes, abgerundetes ist, nicht zu erkennen vermag.

Freilich werde auch ich ihn in diesen Erinnerungen nicht so zeigen können, wie er als Dichter in seiner Zeit steht, nicht in seinen Beziehungen zu seinen Vorbildern und Mitstrebenden. Es mangelt mir hier der vergleichende Maßstab. Was ich zu geben vermag, ist ein Bild in kleinem Rahmen. Nur mit seinem inneren Werden bin ich vertraut. Nur wie und warum er Dichter ward, kann ich zu erzählen versuchen.

Ich möchte dazu die Eigenschaften eines guten Malerspiegels haben. Oder besser: ich möchte einem jener tiefen Bergseen gleichen, deren unbewegte, klare Fläche nur die nächste Umgebung widerspiegelt, aber diese bis ins einzelne mit größter Treue und in ruhigem Lichte.

Conrad Ferdinand Meyer kannte einen solchen tiefen Spiegel, der unter den vielen von Ölbäumen und Lorbeeren umsäumten südlichen Gewässern und allen blauen Gletscherseen, an deren Ufern er sich gelagert, geträumt und gedichtet hat, während langer Zeit sein ausgesprochener Liebling blieb.

In seinen lyrischen Erstlingsgedichten grüßt er ihn, sein Kleinod:

. . . tief im Waldesgrün,
Auf welchem nie geflammt des Morgens Glühn
Und das des Abends Fackel nie berührt,
Zu dem mich's wie geheime Liebe führt.

Weit abseits lag das stille Wasser auf der unteren Stufe einer unregelmäßigen Felsterrasse des Hochgebirges. An der von einer sogenannten Cresta nach den Talseen des Oberengadins sich neigenden Schutthalde, die ein Sturz der Vorzeit mit massigen Felsstücken bedeckt hatte, stand eine Waldung, durch die damals kein Weg, nur ein kaum erkennbarer Fußsteig führte. Hohe Lärchenstämme und zerrissene Arven klammerten sich mit den knorrigen Wurzeln an die zerbrochenen Felsen oder wuchsen aus den feuchten Schrunden hervor. Aus den Spalten und Zwischenräumen der Trümmer, unter denen rinnende Wasser ihren Weg in die Tiefe suchten, quoll das saftige Grün einer im Oberengadin heimischen Alpenpflanze, die stellenweise die scharfen Brüche des Gesteins wie mit Samtpolstern bedeckte. Es waren wuchernde Blättersträuße, aus deren hellem Grün die zartesten Rosaglöckchen auf hohen, feinen Stielen hervorsahen.

Wo der Bergwald dichter wurde und die Stämme sich nahe zusammendrängten, wandte sich der Pfad plötzlich niederwärts. Dort lag in einer schattigen Einsenkung mitten im Walde der stille See, rings von hohen Tannen umstanden. Da die

Vertiefung, in der er ruhte, auf der Nordseite eines dem übergletscherten Hochgebirge vorgelagerten Hügelgrates sich einschnitt, berührte kein Sonnenstrahl die kleine Wasserfläche. Nur die höchsten Gipfel der sie einschließenden Bergtannen wurden von der Nachmittagssonne erreicht.

Dunkel und tief war unser See und dennoch golden durchleuchtet vom Widerschein der Waldeinsamkeit. Wie wundersam klar spiegelte sich darin der Uferbord mit jedem Stein seines Felsrandes, mit jedem Blatte des Buschwerks! Darüber die Säulenreihe der Stämme, die lispelnden Baumkronen mit ihren besonnten Wipfeln! Weiterhin ein paar vor Jahren umgehauene, bemooste Tannen, die niemand weggeführt hatte. Wir ließen uns darauf nieder, um in die zaubervolle Tiefe zu schauen. Da blickten wir hinunter wie in eine grüngoldene Tempelhalle, das deutlichere, eindrucksvollere Abbild der anderen, die sich über unseren Häuptern wölbte.

Unten im tiefsten Grunde, wo die lichten Spitzen der Bäume sich in der Runde zusammenschlossen, öffnete sich dem Blicke eine weitere Tiefe in das Blau des Himmels, aus der ein Strom bläulichen Lichtes sich in die Säulenhalle ergoß und das Heiligtum des Waldsees erfüllte.

Doch nur bei sonniger und stiller Luft verweilten wir an dem wunderbaren Ort.

Fuhren Windstöße durch die Lärchenkronen, fielen Regentropfen in das Gewässer, so eilten wir,

uns fester in die Reisemäntel wickelnd, daran vorüber.

Der Waldweiher lag dann traurig, wie mit einem dunkeln, krausen Schleiergewebe zugedeckt, in seinem Felsenbecken. Im Winde und Gestöber unter jagenden Regenwolken erschien er reizlos, glanzlos, wie ein gebrochenes Auge.

Ähnlich muß auch ich, wenn die ferne Vergangenheit des Dichters klar und ungetrübt vor mir aufsteigen und von mir gezeigt werden soll, um im Bilde zu bleiben, alle fremden Einflüsse und störenden Beschattungen abwehren.

Es verlangt mich danach, die Charakterbildung C. F. Meyers und die Art seines Lebens, die einfach vor meinem Geiste stehen, so einfach ich kann, aufzuzeichnen, um sie, soweit es mir möglich ist, vor späteren, wohlgemeinten, aber zu ferne gesuchten und daher unzutreffenden Erklärungen und Auslegungen zu bewahren.

IV.

Conrad Ferdinand Meyers Lebensdauer erſtreckt ſich über eine bewegte, von Entwicklungen und entſcheidenden Ereigniſſen erfüllte Zeit. Seine Anfänge reichen bis zum erſten Viertel des vorigen Jahrhunderts zurück. Seine zu Anfang desſelben geborenen Eltern waren in der Begeiſterung für die Befreiung vom napoleoniſchen Joch erzogen worden. Beide waren zarte, ideal gerichtete Naturen und gingen mit jugendlichen Hoffnungen den Aufgaben der neuen Zeit entgegen.

C. F. Meyers Vater war feſt gewillt, ſeinem Schweizerlande, deſſen Konſtitutionen er kannte, und deſſen Entwicklung im Sinne der Freiheit auf hiſtoriſcher Grundlage ihm am Herzen lag, im Staatsdienſte ſeine ganze Kraft zu widmen. Die Bahn lag offen vor ihm. Unſeres Vaters einzige verzehrende Leidenſchaft ſei ſeine Arbeitsliebe geweſen, hat uns die gute Mutter ſpäter zuweilen geſagt. Er war ein Mann von ſtrengſter Gewiſſenhaftigkeit und von größter Pflichttreue. Vielleicht

rieb dieſer Eifer ſeine Kräfte auf. Er wurde mit kaum vierzig Jahren von einem ſchnellen, anſcheinend leichten Typhus hingerafft. Sicher iſt, daß er auf der Höhe ſeiner Leiſtungen als ein ernſter, aber an Hoffnungen reicher, hochgeſchätzter Mann dahinging nach einem reinen Leben, das ihn bis ans Ende befriedigte und von keinem politiſchen Peſſimismus getrübt war.

Es war im Mai des Jahres 1840. Dies Datum iſt ein Markſtein unſerer Kindheit.

Die friſche, ſorgenloſe Knabenzeit meines Bruders, in der er ſich niemals um die Zukunft ſtark gekümmert, nie an ſeinen künftigen Beruf gedacht hat, findet dort ihre Grenze. Wir hatten es unter dem liebevollen Schutze unſerer Eltern gar zu gut und lebten in unbewußtem täglichem Glück. Unſer erſchreckender Mangel an dem, was man heute „Zielbewußtſein" nennt, kam auch in der Schule, da wir lebhafte und nicht unbegabte Kinder waren, in der goldenen Zeit, da unſer Vater noch lebte, nicht ſehr in Betracht. Aber wenn es meinem Bruder erging wie ſpäter mir, ſo hat er wohl ſeine Schulaufgaben mit Ausnahme derer in vereinzelten Fächern, die ihn beſonders intereſſierten, nur, ſoweit es gerade nötig war, ausgearbeitet. Durchaus nicht, um ſein Wiſſen zu bereichern oder um ſeinen Ehrgeiz zu befriedigen! Es war zu Hauſe weit intereſſanter zuzuhören als in der dumpfen Stadtſchule.

Unſere Mutter empfing viele Beſuche. Es lag

damals in der Luft, daß unter klugen, gebildeten Leuten vorwiegend und mit viel mehr Feuer und Parteinahme als in späterer Zeit von Politik gesprochen wurde. Für diese hatte mein Bruder als kleiner Bube schon ein aufmerksames Ohr. Die zürcherische Universität war anfangs der dreißiger Jahre gegründet worden. Dieses junge Institut, auf dessen Lehrstühle sich viele namhafte deutsche Kapazitäten hatten berufen lassen, brachte einen lebhaften, höchst liebenswürdigen und interessanten Verkehr in unser Haus. Der gesellige Umgang war in der damaligen Welt weit konzentrierter als in der heutigen. Man war sich und gab sich gegenseitig mehr. Man verkehrte in beschränkteren Kreisen und darum viel näher. Die Journalistik von heute, die jedes Wissensinteresse, bevor es gefühlt wird, befriedigt, existierte noch nicht. Es waren noch keine Eisenbahnen gebaut. Es kamen keine Telegramme. Man las sich Bücher vor, lieh sie sich gegenseitig und sprach sich eingehend bei Besuchen darüber aus. Die Distanzen waren groß, man erfuhr wenig von der Außenwelt, und bestrebte sich im kleinen, verständnisvollen Kreise interessant zu sein.

Unserer Mutter hatte sich bei einem Kuraufenthalt in den Appenzellerbergen eine junge, geistvolle Deutsche angeschlossen, deren Freundschaft ihr lebenslang mit großer Treue bewahrt blieb. Es war eine Nichte Gustav Schwabs, später die Frau des Dichters Gustav Pfizer und eine begeisterte

nahe Freundin des Uhlandschen Hauses. Ein reiner Strom schwäbischer Poesie floß durch die Besuche und die Korrespondenz dieser geisteslebendigen und lieben Frau unserer Mutter und deren phantasiereichem Bübchen zu. Der Kleine war bei ihrem ersten Besuche in Zürich drei oder vier Jahre alt und, so hörte ich später sagen, von den Märchen, die sie ihm erzählte, so gänzlich bezaubert und hingenommen, daß er wachend und schlafend davon träumte. Sein Vater wurde dadurch bewogen, ernstlich zu verlangen, daß seinem Söhnchen und später, als ich nach Jahren nachkam, auch mir keine Märchen, keine freien Erfindungen erzählt würden, sondern nur wahre Begebenheiten, damit nicht hinter unseren unkritischen Stirnen Wirklichkeit und Dichtung durcheinandergerate. Er selbst erzählte herrlich, wenn er einmal beim Abendtee ein wenig Zeit für seine Kinder erübrigte und ich neben ihm auf dem Sofa sitzen und die Figuren auf den großen Metallknöpfen seines Hausrockes betrachten durfte. Er wußte so viel und so Interessantes von Griechen und Römern und alten Germanen, so merkwürdige Geschichten von Menschen und Tieren! Er erklärte mir dann auch höchst anschaulich die seltsame und doch wahre Tatsache, daß die Erde, auf der wir wie die Fliegen sitzen, eine Kugel sei, die sich drehe und die Reise um die Sonne mache.

Bei meinem Bruder mag der vom Vater gegebene Anstoß, die Phantasie nur mit begründeten

hiſtoriſchen Tatſachen zu nähren, ihm unbewußt, entſcheidend gewirkt haben. Suche ich mich an ſeine erſten poetiſchen Begeiſterungen zu erinnern, ſo fallen mir die großen deutſchen Kaiſergeſtalten ein: Carolus Magnus und ſein Neffe, Jung Roland! Otto der Große und Barbaroſſa! Kaiſer und Reich! Davon bekam das törichte kleine Schweſterchen viel zu hören. Mein Bruder hatte Bilderbogen geſchenkt bekommen mit langen Reihen alter deutſcher Kaiſer im Krönungsornat und im Waffenkleide. Daran durfte ich die Mäntel und Kronen mit Zinnoberrot und Goldgelb aus einer neuen Farbenſchachtel illuminieren helfen.

Ein altes Leſebuch, das mein Bruder in der Zeit benutzte, da der Germaniſt Ludwig Ettmüller an ſeiner Gymnaſialklaſſe Deutſch lehrte, liegt heute neben mir. Er iſt für mich eine Fundgrube fernſter Erinnerungen, dieſer „Bilderſaal deutſcher Dichtung“. Herausgegeben iſt dieſe „Geordnete Stofſſammlung zum Behuf einer allgemeinen, poetiſchen und äſthetiſchen Schulbildung“ durch Auguſt Adolf Ludwig Follen, der damals Profeſſor an der Kantonsſchule in Aarau war. Gedruckt iſt ſie in Winterthur 1828.

Durchblättere ich das Buch, ſo trifft mein Blick überall auf meines frohen Kindheitsgenoſſen Lieblinge: Follens Schlacht am Morgarten, Arnold aus dem Melchthal, weiterhin: Der Nibelungen Not, Karl der Große und ſeine Paladine, Klein Roland und Frau Berta. Das alte Buch, das er

übrigens auch mit allerlei Porträtfratzen verziert hat, verſetzt mich in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück und in das, was uns damals begeiſterte. Wahrhaftig, mir iſt, ich höre den braunlockigen Schüler wieder aus ſeiner geliebten „Schlacht am Morgarten“ rezitieren. Es ſtürzt ſich dort Arnold von Melchthal, an der Spitze der

. . . zweimal zehn Biderben, die Sarnen einſt gebrochen,

wie ein verderblicher Keil in die Feinde:

Klar iſt wie Schnee der Melchthal, ein jugendreicher Mann,
Kraus wie die Melch vom Felſen ſein Haar vom Scheitel rann;
Erz lebt in ſeinen Händen, ſein Fuß und Arm iſt Sturm,
Er ſteht auf ſtarken Lenden ſchlank wie der Münſterturm.

Oder, wenn die Sonntagsglocken mächtig zuſammenklangen, konnte ſeiner ſtillen Sehnſucht der im Untersberge mit ſeinen Rittern der Erſtehung des Reiches harrende Carolus Magnus vorſchweben, wie Follen ihn beſchreibt.

„Wie ſchön iſt das! Höre! ſagte er dann:

Hoch donnernd und ergötzlich
Das Domgeläut erſchallt
Und ſchafft lebendig plötzlich
Den Palm- und Eichenwald.
Dann ziehn viel reine Pfaffen
Voll Eifer nach dem Dom,
Und Volk in hellen Waffen,
Ein wogenvoller Strom.

Zweifach den Bart geſpreitet
Auf goldnes Bruſtgewand,
Voran mit Krone ſchreitet
Ein Held, den Stab in Hand:

Das ſind die Streiter Chriſtes
Und die vom Deutſchen Reich,
Und Karl der Kaiſer iſt es,
Ein Hirt und Held zugleich.

Im Klang geweihter Harfen,
Im Waffenblitz und Licht,
Geht Karl mit einem ſcharfen,
Tiefſinnigen Geſicht . . .

Oder er konnte ſogar aus einem alten Burſchenſchaftsliede, das — ich weiß nicht woher, — ihn angeweht hatte, wehmutsvoll vor ſich hinſummen:

Das Band iſt zerriſſen — war ſchwarz, rot und gold . . .

Dieſe großzügige, farbige Verherrlichung von Freiheit und Vaterland, von Kaiſer und Reich hatte es ihm angetan. Er war unbewußt ein kecker, ſtolzer Ghibelline und ein treu republikaniſcher Schweizer zugleich. Die beiden Anlagen ſchloſſen ſich in ſeiner reflektierenden Künſtlerſeele niemals aus. Im Gegenteil: der unbeugſame ghibelliniſche Zug, wie er in Dantes „Göttlicher Komödie“ groß zu Tage tritt, lag — ohne mich irgend eines Vergleiches vermeſſen zu wollen — auch aller Dichtung C. F. Meyers zu Grunde. Dieſer Keim wurzelte ſo gut in ſeiner Natur, wie anderſeits republikaniſcher Unabhängigkeitstrotz und nüchterner ſchweizeriſcher Rechtsſinn ihm tief im Blute lag.

Das war des phantaſievollen Knaben ſonnige Jugendzeit. Sie ging mit unſeres Vaters Tode

zu Ende und verſank in der Erinnerung des Dichters, für den nun der Lebenskampf anfing, wie ein lieblicher Traum, deſſen man ſich kaum mehr erinnert. Dennoch ließ ſie in ſeiner Seele ihre Spuren der Liebe zurück, die ſpäter in ſeiner Poeſie als ſanfte, weiche Züge wieder zum Ausdruck kamen. Lange Zeit in der Tiefe verſunken blieb dieſes feine, lautere Gold, aber verſchwunden iſt es nie.

Aus jener Jugendperiode ſtammt ſein von Paul v. Deſchwanden entworfenes Knabenbild, eine ſehr ähnliche leichte Bleiſtiftzeichnung, zu der Conrad Ferdinand ſpäter die Zueignung ſchrieb:

Hier — doch keinem darfſt du's zeigen,
Solche Sanftmut war mir eigen,
Durfte ſie nicht lang behalten,
Sie verſchwand in harten Falten,
Sichtbar iſt ſie nur geblieben
Dir und denen, die mich lieben.

Nicht allein durch den Tod des treuen Vaters wurde mit den veränderten Familienverhältniſſen die Lage meines Bruders eine andere; überall verdüſterten und verengten ſich ſeine Ausſichten in die Zukunft. Der Fünfzehnjährige ſollte ſich für ein beſtimmtes Berufsſtudium entſcheiden. Solange der Vater lebte, hatte er ſich eine ſolche Frage nicht geſtellt. Es wurde angenommen, er ſteige durch die Klaſſen des Gymnaſiums, ſtudiere dann an der Univerſität und verfolge die väterliche Laufbahn; denn zum Theologen oder Mediziner zeigte er weder Beruf noch Anlage. Ein rein

wissenschaftliches oder nach eigenem Ermessen kombiniertes Studium lag damals für ihn außer dem Bereiche der Möglichkeit und der Gedanken. Die juristische Laufbahn führte in den Staatsdienst.

Nun aber entwickelten sich kurz nach dem Scheiden des Vaters die politischen Dinge in Zürich mit raschem Verlaufe in stark demokratischem Sinne. Der Sonderbundskrieg und die Verwandlung des Staatenbundes unserer alten Eidgenossenschaft in den einheitlichen schweizerischen Bundesstaat bereiteten sich vor. Die Gegensätze schärften sich. Energische Elemente traten an die Spitze. Wem die Achtung historischen Rechts das Gewissen und die Hände band, der zog sich aus öffentlichen Ämtern zurück oder wurde zurückgesetzt. Manche Freunde und Gesinnungsgenossen unseres verstorbenen Vaters wandten sich, für ihre Fähigkeiten oder ihren Ehrgeiz ein weiteres Gebiet suchend, nach Deutschland. Andere, denen die Heimat teuer war, zogen sich in ein unabhängiges Privatleben zurück, widmeten sich gelehrten Studien und betraten später die akademische Laufbahn. Aus der Zahl der Freunde unserer Eltern ließ sich Professor Bluntschli nach München, Professor Monnard aus Lausanne nach Bonn berufen.

Die Bauleute des Einheitsstaates zimmerten mit energischen Schlägen ohne ängstliche Rücksichten auf demokratischer Grundlage das Haus so praktisch und solid zusammen, als es ihnen nötig schien, damit es nach allen Seiten Widerstand

leisten könne. Und sie taten wohl daran. Als Bindemittel verwandten sie die Interessen des industriellen Verkehrs. Als Baumeister erlasen sie sich keine gelehrten Historiker, sondern weitblickende Geschäftsleute. Eisenbahnbauten wurden projektiert und begonnen. Große Aktiengesellschaften entstanden. Das eidgenössische Polytechnikum wurde in Zürich gegründet und nach dem Plane des genialen Semper in imposantem Stile gebaut.

Diese Umwandlungen vollzogen sich in der Schweiz ohne starke Krisen. Sie lagen in der Strömung der Zeit. Meinem Bruder entzogen sie, ohne daß er sich sonderlich darüber beklagt hätte, jeden Boden im Vaterlande, auf dem er hätte fußen und eine befriedigende Berufsarbeit sich sichern können.

Er teilte, ohne es noch zu ahnen, das Schicksal der schweizerischen Künstler und Dichter. Gottfried Keller, Böcklin, Adolf Stäbli, Walther Siegfried und noch viele andere, deren Namen weniger bekannt geworden und die doch eine Zier ihres Vaterlandes sind, haben in der geliebten Heimat nicht genug Raum und Licht zur kräftigen Entfaltung ihrer künstlerischen Eigenart gefunden. Sie gediehen erst, nachdem sie, nicht ohne Schmerz, vom eigenen Boden losgetrennt und in die fremde Erde versetzt waren.

Conrad Ferdinand Meyer hat sein Vaterland nicht mit einer aussichtsvolleren Fremde vertauscht. Wohin hätte er gehen sollen? Kannte er doch

damals ſeinen Beruf und ſein Ziel noch nicht. Er ging nicht fort. Aber er wurde ein Einſamer, der, zuerſt von den anderen unterſchätzt und beiſeitegelaſſen, ſich immer mehr in ſich ſelber abſchloß. Er ward ein Fremder unter ſeinem eigenen Volke.

Inzwiſchen wurde dem Unberatenen, bevor er ſich überzeugte, daß er zu keiner Laufbahn weniger als zur juriſtiſchen tauglich oder berufen ſei, noch ein Jahr der Freiheit zu teil, das ihm, wenn auch keine Klarheit über ſich ſelbſt gab, doch noch einen weiten Ausblick in die ſchwebenden Zeitfragen, in die ſich bekämpfenden Mächte und die untergehenden philoſophiſch-politiſchen Ideale des 19. Jahrhunderts gönnte. Zunächſt ſchien es nicht, daß jenes erſte Jahr, das er in Lauſanne zubrachte, ſtatt noch die dritte Klaſſe des Zürcher Gymnaſiums zu durchlaufen, zu ſeiner Ausbildung und Feſtigung viel gefruchtet habe. Nicht als ein geſellſchaftlich ſchmeidig gewordener junger Mann, der das unſerer Mutter liebe Franzöſiſch fließend und gern geſprochen hätte, kam er zurück, wie ſie es vielleicht gehofft hatte, da dieſe Freude anderen Müttern widerfahren war, ſondern als ein Kopf voll gärender Ideen, mit breiter, ſtark ausgeprägter, von üppigem Haar umkrauſter Stirn auf einem, meinte ſie, „unbeugſamen“ Nacken, der, wie ihr ſchien, im täglichen Leben noch weniger Raum hatte, als da er fortging. Auch verlautete, in Lauſanne habe er mehr Italieniſch getrieben als Franzöſiſch, unter einem Lehrer, der ihn nicht nur

für die Utopien der italieniſchen Carbonari eingenommen, ſondern auch für ſchwärmeriſche Polenflüchtlinge begeiſtert habe. Der milde Freund unſeres Vaters, Profeſſor Louis Vulliemin, ſah in allem dem nichts Arges. Er dachte wohl, man müſſe den Wein gären laſſen. Denn er hatte und behielt immer die Zuverſicht, das Gewächs ſei von guter Sorte.

Die Genfer Freunde aber, vor allem unſer ebenſo geiſtvoller wie liebenswürdiger und gütiger Gaſtfreund, Georges Mallet-d'Hauteville, der meinen Bruder von deſſen Kindheit an gekannt hatte und ihn nun auf eines ſeiner Landgüter einlud, hielten dafür, er habe ſich plötzlich zu einem „deutſchen Studenten" metamorphoſiert. Der alte, treue Freund ſchrieb unſrer Mutter, er habe ſich mit ihm über ſeine bunten und ſchwärmeriſchen Weltideen einläßlich unterhalten. Dem feinſinnigen, überlegenen Herrn gegenüber, der kein Deutſch verſtand, gab ſich der junge Mann ganz als Deutſcher. Er habe, erzählte mir nach Jahren Herr Mallet ſelber, mit ſchwärmeriſcher Begeiſterung beſonders von einem deutſchen Autor geſprochen, deſſen Name in Conrads franzöſiſcher Ausſprache ihm lange unverſtändlich geblieben ſei. Von Jean Paul! — Ach, wie heimelte mich das an! Jean Paul Friedrich Richter! — Ja, den hat er jahrelang immer und immer wieder geleſen und mir zum Leſen gebracht, zur Zeit, da er kaum der Schulbank entwachſen war und ich noch auf einer ſehr

niedrigen saß. Unsere gute Mutter hatte nichts gegen diese Lektüre einzuwenden, deren Zauber sie selber kannte. Aber unter Franzosen, auch unter den Gebildetsten von ihnen, sein Lob zu singen — dazu war doch nur mein Bruder in seiner Jugendstimmung imstande. Jean Paul ins Französische zu übersetzen, erscheint mir als ein unmögliches Beginnen. Es wäre noch schwieriger, ihn den Franzosen, als Herrn v. Chateaubriand den Deutschen durch eine Übersetzung mundgerecht zu machen. Ich stelle die beiden nur darum hier zusammen, weil unsere Mutter in ihrer Jugend sie beide mit gleich liebevollem, begeistertem Verständnis las.

Die Franzosen haben nie etwas anderes als eine urdeutsche Natur in meinem Bruder erkennen wollen. Gerade die Selbstlosigkeit und Planlosigkeit seiner weltumfassenden Phantasien — denn Bestrebungen konnte man die unklare, unbewußte Poetenanlage des Siebzehnjährigen nicht nennen — erschien ihnen als eine durchaus deutsche Eigenschaft.

Wenn ich denn hie und da von den französischen Einflüssen, die seine Sprache und seine Dichtung getrübt oder seinen Charakter bestimmt haben sollen, reden höre, so muß ich meine Geduld zusammennehmen. Es ist das ein Mißverständnis sehr oberflächlicher Art.

Als bei ihm selbst einmal ein feinsinniger Besucher nach diesen französischen Einflüssen forschte, sagte er: „Weniger französische als überhaupt

romaniſche Strömungen waren es, die mich beeinflußten.“ Gewiß. Sie übten zur Zeit ſeines erſten Lauſanner Aufenthalts ſchon genug Macht über ihn aus, um ihn mit Ideen zu füllen, die tief in die Jahre ſeiner Einſamkeit hinein vorhielten und ſpäter die Wahl ſeiner Lektüre und ſeiner geſchichtlichen Studien beſtimmten.

Was war denn im Grunde die damals noch ſchlummernde Seele ſeiner Poeſie? War nicht das rätſelhafte Woher und Wohin ſeiner Perſönlichkeit, wie ſich wohl ahnen läßt, eine Qual auch ſeiner Jugend! Daneben aber ſtand ebenſo aktuell die Frage nach dem Woher und Wohin der Menſchheit, nach dem Berufe und der Entwicklung der Völker. Das war ſchon früh in jugendlicher Ahnung, das wurde ſpäter in bewußter Arbeit und blieb immer in lebendiger Gegenwart die innerſte Quelle ſeiner Dichtkunſt. Er beſtrebte ſich, der Löſung des großen Rätſels näherzukommen im Gleichniſſe ſchöpferiſcher treuer Kunſtvollendung. Er ſuchte den Menſchen und die Menſchheit ſo darzuſtellen, wie ſie ſich in ſeinem Geiſte abſpiegelten.

Es konnte bei dieſer Anlage nicht anders möglich ſein, als daß die Entwicklung ſeiner dichteriſchen Perſönlichkeit, die eine Überfülle des geiſtigen Stoffes zu bewältigen hatte, eine mühevolle und langſame war. Um ſeine Kräfte zu konzentrieren, bedurfte er großer Ziele und ſtarker Anſtöße. Der große, ſegenbringende Sturm, der endlich ſeine Segel füllte, und durch den ſein Schiff

die hohe See gewann, war die Auferstehung des Deutschen Reiches.

Einer wie langen Reihe vorbereitender Jahre bedurfte es aber, um diese große geschichtliche Neugestaltung hervorzubringen! Jahrzehnte verborgener, geduldiger Taten, treuen Arbeitens, Harrens und Ausharrens. Wie hoffnungsleer sah es nach den achtundvierziger Stürmen noch lange Zeit in dem zerrissenen Deutschland aus, wenigstens für einen jungen, in republikanischer Unabhängigkeit geborenen und in die Höhe geschossenen Ghibellinen, der, von der Warte seines kleinen schweizerischen Vaterlandes aus, nach großen politischen Ideen forschend, gegen Norden Ausschau hielt!

„Untröstlich ist es allerwärts," pflegte sogar unsere stille Mutter, sich an ihren Uhland erinnernd, zu sagen:

Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz.

V.

Es ist sehr begreiflich, daß C. F. Meyer, dessen Phantasie mit großen, wechselnden Bildern übervölkert war, als er von Lausanne nach Zürich zurückkam, weder dem trockenen, damals für ihn völlig aussichtslosen Rechtsstudium Interesse abgewinnen, noch sich in die langsam reifenden, von der Schweiz aus nicht zu überblickenden, verwickelten deutschen Dinge geistig einzuspinnen vermochte. Für die revolutionären deutschen Dichter, einen Herwegh, dessen „Lieder eines Lebendigen" einst unter den Deutschen in Zürich das große literarische Ereignis waren, hat er sich nie ernstlich begeistern können. Neben einem Victor Hugo, einem Béranger erschien ihm Herwegh unnatürlich, trocken und rhetorisch.

Was war denn eigentlich der Bestand seines geistigen Besitzes, auf dem er nach der Rückkehr seine Studien an der heimatlichen Universität hätte aufbauen können?

Er wußte und kannte vieles, aber es war

ſchwebendes, luftiges, unverarbeitetes Material, mehr ein Traumbeſitz als ſein ehrlich erworbenes, rechtmäßiges Eigentum. Im Gefühle dieſer Unſicherheit kaufte er ſich nicht ein Studentenmützchen, wie die Juriſten in Zürich es damals trugen, von kirſchroter Farbe, ſondern drückte ein dunkelblaues, das der philoſophiſchen Fakultät, erklärte er, auf ſeine dichten, unruhigen Haarwellen.

In ſeinem Zimmer ſtellte er in langer Reihe die neuen, in Lauſanne gekauften Autoren auf. Da waren die Dramen von Victor Hugo, die Romane von George Sand; da ſtanden auf demſelben Bücherbrette Gegenſätze wie Lamennais und Joſeph de Maiſtre, Dante Alighieri und Alfred de Muſſet friedlich nebeneinander.

Wie könnte übrigens ein Deutſcher dem jungen Schweizer die Vorliebe für das franzöſiſche oder, allgemein geſagt, für das romaniſche Geiſtesleben jener auf die Julirevolution folgenden Jahre nachträglich übel anrechnen?

Beſuchte doch das junge Deutſchland jener Tage ſelber ſeine beliebten Dichter und geiſtreichen Schriftſteller, einen Heinrich Heine, einen Ludwig Börne in Paris! Das Deutſche Reich brauchte Zeit, um ſich auf ſich ſelber zu beſinnen, bevor es in ſeiner Größe erſtand. C. F. Meyers Ausgeſtaltung zum deutſchen Dichter war, wenn ich ſo ſagen darf, eine Parallelentwicklung. Seine allen Eindrücken offene, empfängliche Dichternatur erwuchs unter denſelben Einflüſſen und entwickelte

ſich nach den gleichen Geſetzen wie die Geſamtheit des Geſchlechts.

Ein anderes, das damit zuſammenhängt, muß ich — nur im Vorübergehen — zu erklären ſuchen, die Äußerung des Dichters: „Nicht ausſchließlich franzöſiſche, wohl aber im weiteren Sinne romaniſche Elemente haben auf meine Jugend und auf meine dichteriſche Arbeit eingewirkt.“

In der Tat, während der vierziger Jahre knüpften ſich auch die italieniſchen Unabhängigkeitsbeſtrebungen mittelbar an Paris, das ſich das Haupt und das Herz Frankreichs nannte. Das erwachende Italien mit ſeinen Philoſophen des nationalen Idealismus: einem Gioberti, einem Rosmini, verſtändigte ſich mit einem Grafen Montalembert, einem Père Lacordaire. Sogar Pius IX., der junge, der vom Volke vergötterte Papſt, war eine kurze Zeitlang dieſen nationalen Wünſchen nicht fremd geweſen. Man träumte von einem italieniſchen Föderativſtaat unter der Führung des Papſtes.

Es iſt nicht meine Abſicht, hier auf jene nationalen Beſtrebungen des vergangenen Jahrhunderts zurückzukommen. Ich darf mich in dieſen Erinnerungen nicht auf das Gebiet der Geſchichtſchreibung verirren, auf dem ich nicht genügend Beſcheid weiß. Es liegt mir nur daran, feſtzuſtellen, daß meines Bruders einſames Geiſteswachstum durchaus innerhalb der geiſtigen Strömungen ſeiner Zeit blieb.

Professor Louis Vulliemin stand als Historiker der nationalen Entwicklung Italiens mit warmem Interesse nahe und kannte einige der maßgebenden Persönlichkeiten. Den Schriften seines Freundes Alexandre Vinet verdankte, so sagt man, Gioberti seine Idee der freien Kirche im freien Staate. Unser Genfer Freund Ernest Naville, dessen altes Geschlecht aus Italien stammt, verkehrte mit geistesverwandten italienischen Philosophen und Pädagogen.

In Paris, zur Zeit des Bürgerkönigs Louis Philippe, führten als leitende Minister Guizot und Thiers, je nach den Schwankungen der Kammermehrheit abwechselnd, das Staatsruder. Ihre großen Reden im Parlament wurden auch bei uns in der Schweiz als politische Ereignisse lebhaft besprochen. Beide schrieben Geschichte. Guizot, ein Altersgenosse unseres alten Genfer Freundes Mallet-d'Hauteville, hatte als höchst begabter französischer Protestant in Genf studiert. Herr Mallet, der liebenswürdigste Erzähler, den ich kannte, schilderte mir zuweilen auf meine Bitte die Begegnisse jener für mich sehr alten Zeit und auch den Charakterkopf des Historikers, dessen Werke mein Bruder mir gerade damals mit eifrigem Interesse vorlas. Er erzählte von des jungen Guizot eisernem Fleiß, und wie er, zu stolz, eine Einladung anzunehmen, ohne sie zu erwidern, seine näheren Bekannten wohl auf seine höchst einfache, kahle Stube geladen und sie dort mit einem Gericht gebratener Kastanien

bewirtet habe, das frugale Mahl mit geistvollen Gesprächen würzend.

In Frankreich standen also unter Louis Philippe Geschichtsforscher an der Spitze des Staats. Schriftsteller und Dichter übten in der Politik entscheidenden Einfluß.

Mir erscheinen heute diese Jugendeindrücke als eine längst verschwundene Ideenwelt, deren geistvolle und edle, aber jeder Wucht ermangelnde Vertreter sich über die Größe ihres Einflusses auf die Weltgeschichte getäuscht haben mögen; dennoch ruhte ihre Vaterlandsliebe, ruht die Überzeugung, für die sie eintraten, auf unvergänglichen Prinzipien. Es ist eine Saat, die wieder aufgehen wird.

Blicke ich jetzt auf das Jahrhundert meines Bruders, gleichsam außerhalb desselben stehend, zurück, so erscheint mir der Zeitraum von 1850—1870, die Dauer des zweiten französischen Kaiserreichs, die sich mit den lange vorhaltenden jugendlichen Mannesjahren meines Bruders deckt, als die Zeit der Umwandlung und Entscheidung. Der Idealismus in der Politik erstarb, als Louis Napoleon sein Programm entrollte und die unruhigen Franzosen von Krieg zu Krieg führte. Seine Politik erdrückte die Doktrinäre und Idealisten und brachte das materielle Übergewicht zur Geltung. Es ist die Zeit, da der Dichter, in seiner Abgeschlossenheit auf selbständiges Schaffen und die Gegenwart langsam und schmerzlich verzichtend, sich in ein-

ſamen Studien vollſtändig der Geſchichte und der Literatur vergangener Tage zuwandte.

Weder die induſtriellen Erfolge noch die Kriege des zweiten Empire fanden in ſeiner Seele ſympathiſchen Widerhall — die Befreiung Italiens wohl!

Es bleibt ſeltſam, daß gerade die Einigung Italiens, der glühende unerfüllte Wunſch der italieniſchen Idealiſten, mit dem Beiſtand der franzöſiſch-imperialiſtiſchen Waffen durch den Grafen Cavour, der kein Doktrinär war, erreicht wurde, und daß der tragiſche Sturz des zweiten franzöſiſchen Empire mit der machtvollen Auferſtehung des deutſchen Kaiſerreiches in nächſtem geſchichtlichem Zuſammenhange ſteht.

Nach der Rückkehr von Lauſanne war die noch ungefeſtete Seele des Dichters von allen dieſen politiſchen und literariſchen Beziehungen zwiſchen den nach neuen Zuſtänden ſtrebenden Nationen erfüllt und beeinflußt. In der Heimat von keinem ganz verſtanden und ſeines Zieles ungewiß, konnte er von außen keine Hilfe erhoffen, und hätte er nicht einmal gewußt, wo er ſie ſuchen ſollte. Er mußte ſelber mit ſich fertig werden. Der Anfang war ein allmähliches Irrewerden an der eigenen Kraft und an allen früheren, in nebelhafter Ferne verſchwindenden Zielen. Es war ein Zerſetzungsprozeß. Sein wolkenhaftes geiſtiges Daſein mußte ſich zu einem feſten Kerne verdichten.

Zu dieſer Ermannung und Feſtigung ſeiner

Seele trug im gegebenen Momente das liebevolle und ernste Studium der französischen Sprache und Geschichte, trug vornehmlich die Treue seiner Freunde in der französischen Schweiz mächtig bei. In der kleinen biographischen Skizze, die er für die Gedenkschrift Anton Reitlers schrieb, erwähnt er diese Krise mit den Worten: „Einmal hat mich die Zielloſigkeit meines Daseins fast zur Verzweiflung gebracht, und nur eine schnelle Flucht in die französische Schweiz hat mich gerettet."

Er gürtete sich damals zum Lebenskampfe und entdeckte bei dieser Anstrengung die schlummernde Energie seines Charakters. Mit philologischen Studien setzte er ein. Er begann mit konzentriertem Eifer den Genius der Sprachen, die Seele der Nationalitäten zu erforschen. In ihren großen Schriftstellern und Geschichtskundigen lernte er sie lieben, kennen, vergleichen und fand auf diesem Wege die Fähigkeiten seiner eigenen Seele.

Es ist kein Mangel, es ist berechtigter Reichtum, wenn der schweizerische Dichter und Historiker, der auf den Grenzmarken der Länder steht, zugleich die Wucht eines Martin Luther, die leuchtende Glut eines Dante Alighieri, den scharfen Stahl eines Blaise Pascal zu schätzen und zu verstehen weiß. Ist es nicht dasselbe Licht, das in verschiedenem Farbenfeuer auf die Seele wirkt?

Im vergangenen Jahrhundert hätte man gerade die Fähigkeit, dem Genius verschiedener Sprachen das gleiche reine Verständnis entgegenzubringen,

eine echt deutſche geheißen. Jedenfalls war ſie ein Grundzug im Weſen meines Bruders.

Und er ließ dieſer Vielſeitigkeit ihr Recht, ſolange es ſich um den Genuß vertiefter Erkenntnis und nicht um eigenſte produktive Arbeit handelte. Aber dieſes weltumfaſſende Verſtehen und Genießen iſt künſtleriſch unfruchtbar. Zur dichteriſchen Tat gehört die geſammelte Kraft der ganzen Seele. Will der Dichter tiefe und deutliche Furchen ziehen in ſeinem Vaterlande, unter ſeinem Volke, ſo muß er feſten Trittes den eigenen Grund und Boden beſchreiten.

Als das Deutſche Reich wieder erſtand, da erſtand in Conrad Ferdinand Meyer der Ghibelline. Dieſes innerſte Parteiergreifen machte ihn zum deutſchen Dichter. Er war ſich des Augenblicks wohl bewußt, da ſich ſeine Freude an poetiſcher Geſtaltung mannigfaltiger, den unbeſchränkten Gebieten des Lebens, der Geſchichte und der Kunſt angehörender Stoffe in die ernſte Arbeit des berufenen Dichters verwandelte. Er kannte den Zeitpunkt, da es ihm zuerſt gelang, einen großen hiſtoriſchen Stoff zu ergreifen und ihn mit ſeiner eigenen Seele zu durchdringen. Waren auch ſeinem „Hutten“ zwei kleine Gedichtſammlungen vorangegangen: in ihm erkannte der Dichter jederzeit den „Erſtling“ ſeiner konzentrierten Kraft.

Er hat es einmal ſelbſt erzählt, welches das Feuer war, das endlich die ſpröden Metalle, die ſein Inneres barg, zum Glühen und in Fluß

brachte. Es waren die großen, historischen Ereignisse, die er selbst miterlebte, wenn auch als ein Tatenloser: die Gründung oder vielmehr die Auferstehung des deutschen Kaiserreichs und noch vorher die nationale Erhebung Italiens, seine Einigung unter einem italienischen Königshause.

Auf diese großen Begebenheiten, deren Wurzeln und Vorzeichen ihn seit seiner Jugendzeit beschäftigt hatten, sind die Grundzüge der allermeisten seiner Novellen und vieler seiner poetischen Erzählungen zurückzuführen. Sie entstanden aus dem Wunsche, die geschichtlichen Menschen der Vorbereitungsepochen in ihrem Kampfe und siegreichen Untergange lebensfähig und so, daß ihr poetisches Bild der Wirklichkeit gerecht würde, darzustellen, wie es die großen Meister der Renaissance in Malerei und Skulptur getan hatten.

Näher oder ferner bezieht sich seine ganze Lebensarbeit auf den größten Stoff des Künstlers: die geschichtliche Entwicklung der Menschheit. Er suchte die Ursache und die Erklärung der historischen Wandlungen in den historischen Menschen. Wo anders aber hätte er die menschliche Seele studieren können, als in den Bewegungen seiner eigenen!

Zu dieser Dichterarbeit befähigten ihn zwei Grundanlagen: der weite, große Gedankenflug und die feinen seelischen Fühlfäden seines Wesens. Das Muttererbe dieser beiden Anlagen, in denen sein dichterisches Schaffen wurzelte, machte ihn indessen,

ſolange er es nicht zu ſchätzen und zu verwenden wußte, herzlich unglücklich.

Mit ſeinen hohen, unſicheren Maßſtäben ſtand er den kleinen Zielen, Mitteln und Wegen des alltäglichen Treibens fremd und verſtändnislos gegenüber. Er zerſtieß ſich die Flügel an den engen Rahmen und kleinen Fenſterſcheiben des bürgerlichen Daſeins, ſolange ſein eigenes Wollen noch unklar, ziellos und unfrei war. Der Konflikte, in die ihn ſeine feinen, und bis zu tiefer Verletzlichkeit eindrucksfähigen ſeeliſchen Organe brachten, gar nicht zu gedenken! Um nur eines zu nennen, war ihm von jeher jedes Wettlaufen, jedes Rivaliſieren auf allen Gebieten gleich zuwider. Es wäre ihm beides gleich drückend geweſen: einen anderen zu überholen und auf die Seite zu drängen oder ſelbſt zurückzubleiben und hintangeſetzt zu werden. Ich glaube nicht, daß man ihn dazu gebracht hätte, ſich mit anderen um eine Stelle oder um einen Preis zu bewerben. Ein ſolcher Einzelſieg konnte ſein Gefühl als rohe Ungerechtigkeit verletzen. Am liebſten hätte er einen unbeſtrittenen Platz an der Sonne erreicht, von wo ſein Schatten keinem anderen verdunkelnd auf den Weg gefallen wäre.

In jungen Jahren alſo litt er und ſonderte er ſich ab. Er litt und machte dabei auf die rechtſchaffenen Leute den Eindruck ungebändigten Hochmuts und unberechtigter Überhebung.

Aus dieſer Unſicherheit und dieſen ſchmerz-

lichen Kämpfen heraus wurden „Huttens letzte Tage“ geboren, eine Dichtung, deren erste Ausgabe mehr, als er es später vor seinem historischen Gewissen verantworten konnte, seine eigene Seele offenbarte.

Wie er mit „Hutten“ begonnen, so dachte er mit Kaiser Friedrich II., dem rätselhaften Hohenstaufen, seine Lebensarbeit abzuschließen. In seiner Hohenstaufentragödie — so nannte er seinen letzten und höchsten Plan — wollte er den Moment zeigen, wo, dichterisch geredet, der geniale Kaiser sein Schicksal hätte „einrenken“ können durch den Verzicht auf unumschränkte Weltbeherrschung. So und nicht anders ist C. F. Meyers Wort an Adolf Frey in Bezug auf diese Dichtung zu verstehen: „Ich dachte daran, wie ein gleichsam verfahrenes und verpfuschtes Leben durch die göttliche Fügung wieder eingerenkt werden kann“[1]). — Auch den Dichter führt der Anspruch auf schrankenlose Gebiete zur Zerfahrenheit. Auch für ihn liegt in dem zur Konzentration gehörenden Verzicht die Bedingung der Kraft. Man könnte in erweitertem Sinne sagen, auch im Drama des Dichterlebens sei die vollkommene Wirkung abhängig von der Einheit des Ortes und der Handlung wie von der aus der Kürze des Menschendaseins von selbst sich ergebenden Einheit der Zeit.

[1]) Deutsche Rundschau, 1901, Bd. CVI, S. 199: „Conrad Ferdinand Meyers ‚Petrus Vinea‘“. Von Adolf Frey.

VI.

Es hat mich immer fremdartig berührt, wenn mir da oder dort ein Zeitungsabschnitt in die Hände fiel, auf dem das Leben meines Bruders erzählt war, wobei seine Jugend eine durch moralischen Druck und eingeengte Verhältnisse verkümmerte genannt wurde. Oder wenn ich gar der Phrase begegne, er sei in den Banden eines ängstlichen Pietismus erzogen worden, von denen er sich später freigemacht habe. So wenig treffen diese Angaben zu, daß ich ganz darauf verzichten muß, sie zu widerlegen. Sie verraten eben nur eine begreifliche Unkenntnis der damaligen, speziell der schweizerischen Zustände und geistigen Strömungen. Ich werde mir dabei bewußt, daß meines Bruders Knabenzeit, die mir in lieber, heller Erinnerung steht, weit, weit zurückliegt, sozusagen im Anfange des vorigen Jahrhunderts! Wer kann sich noch dahin zurückversetzen? Wer nimmt sich Zeit dazu, heute, da alles Vergangene in Schnelligkeit wissenschaftlich klassifiziert wird, damit sich des gegen-

wärtigen Tages volle Gedankenarbeit so rasch und exakt, als die neuen Instrumente es erlauben, den Aufgaben und Zielen des zwanzigsten Jahrhunderts zuwende?

Nur über unser sonniges Elternhaus denn ein paar Worte! Als ich sechs Jahre nach meinem einzigen Bruder zur Welt kam, kurz nach der Pariser Julirevolution, deren Wellenschlag auch die schweizerischen Verhältnisse beeinflußt hatte, stand unser Vater, der zur jungen liberalen Partei gehörte, mit seinen Freunden an der Spitze des zürcherischen Staatswesens. Die politischen Interessen herrschten damals bei uns in so hohem Grade vor und bedeuteten für ihn eine so schwere Arbeitslast, daß ihm für den Verkehr mit dabei unbeteiligten Freunden keine und für den väterlichen mit uns Kindern wenig Zeit blieb. Desto mehr schätzten wir es, wenn wir einmal mit ihm ausgehen durften. Er war für uns die größte Autorität. Ich erinnere mich nicht, daß er mich je gestraft hätte; aber es lag etwas in seiner edeln, schlanken Erscheinung, in der hohen Stirn und dem lautern Blicke seiner großen, blauen Augen, das uns in Zucht hielt. Dabei war er uns sehr lieb. Machte ich einen Streich, so war es für mich die fürchterlichste Strafe, wenn das Wort erging: „Das ist zu arg! Das müssen wir dem Papa sagen.“ Ich wußte, er würde dann sehr traurig werden.

Das geschah aber nur im äußersten Falle.

Man betrat den Vorraum ſeiner Arbeitszimmer mit ſchüchternen Sohlen, denn er durfte nicht unnötig geſtört werden.

Wir bewohnten ein großes, altes Haus mit einem weiten Garten, den ein ſchattiges Wäldchen abſchloß. Inmitten dieſes Gehölzes, aus dem uralte Pappeln und weißſtämmige Birken aufragten, ſtand ein einſamer gemauerter Pavillon, der meiſt verſchloſſen war, auf einem freien, von wohlriechenden Gebüſchen umſäumten Platze. Die ſtille Bank, die ſich dort an das Gemäuer lehnte, iſt der einzige Ort im Garten, den unſer Vater, ſelten genug, mit einem Buche in der Hand aufzuſuchen pflegte. Er war dort ungeſtört, und die hinter der dichten Weißdornhecke vorüberrauſchenden Waſſer des Sihlkanals, der das Grundſtück begrenzte, verbreiteten Kühlung. Überall nach rechts und links dehnte ſich hinter der ruhigen Vorſtadtſtraße, in der wir lauter gute Nachbarn hatten, dieſes blühende, duftende Gartenrevier und gewährte uns einen unbegrenzten Spielraum freier Bewegung.

Wir hatten es alſo gut. An Luft und Licht und Freiheit litten wir keinen Mangel. Bis zum Tode unſeres Vaters war unſere Jugend eine bevorzugt helle, beſchützte und ſorgloſe.

Aber auch ſpäter, als unſere gute Mutter nach ihrem größten Verluſte ein „trauriges Herz" hatte, behielt ſie ſtets ihren weiten, für künſtleriſche Eindrücke offenen, „heiteren Geiſt", bis er, durch

ein physisches Leiden beeinflußt, in den letzten zwei Monaten ihres Lebens sich verdüsterte. Sie selber freilich beklagte es oft, wie viel wir an treuem Schutz und Rat und an Lebensglück durch den Tod unseres Vaters eingebüßt hätten, denn sie entbehrte ebensosehr wie seine milde Nähe in täglichem Schmerz sein immer wohlbegründetes Urteil und seine überlegene, sichere Ruhe.

Wir Kinder trugen damals an diesem Leide weniger schwer, da uns doch die treuste Mutter geblieben war. Jetzt aber, C. F. Meyers Leben als Ganzes überschauend, sehe ich doch nach dem Tode unseres Vaters die Spur sich abzweigen, die meinen Bruder auf einsame Pfade führen mußte und zu jahrelanger fruchtloser Anstrengung, sich eine unbeschrittene Bahn zu brechen. Damals mag es gewesen sein, daß seine Leistungen in der Schule zu Klagen veranlaßten. Er arbeite ungleich, hinterbrachte man der Mutter. In den einen Fächern mit Vorliebe, in den anderen so wenig als immer möglich. An Talent fehle es ihm nicht, aber er dauere nicht aus. Dem damals Fünfzehnjährigen wurden von wohlmeinenden Familienfreunden Vorhalte gemacht: Er sei nun die einzige Stütze der zartfühlenden, trauernden Mutter. Seine Pflicht sei, durch Fleiß und geordnetes Studium eine feste Stellung zu erringen um ihretwillen.

Das hätte er gerne, ohne dazu ermahnt zu werden, aus freiem Willen getan. Doch, davon bin ich heute überzeugt, er konnte es nicht. Er

empfand den Zuſpruch Fernſtehender als Verletzung, empfand als tiefes Leid anderſeits die Enttäuſchung und die Sorge, die er ſeiner Mutter, die ihm das Teuerſte war, verurſachte. Er verſchloß ſich in ſich ſelbſt und vertrotzte ſich in dumpfem Schmerz.

Unſere Mutter erſchien mir als das Zarteſte, Lieblichſte und Beſte auf Erden. Die Liebe zu ihr hob meine Mittelſchlagsnatur. Von früh an, ſchon ſeit dem Tode der ſorgſamen Großmutter, der dem unſeres Vaters in der Friſt von zwei Jahren folgte, war ich weniger darauf bedacht, ihr zu gehorchen — das gab ſich von ſelbſt — als ſie, die verwitwet und betrübt genug war, vor der Unbill des täglichen Verkehrs und vor dem Kummer zu ſchirmen, den unſere Unbändigkeiten und Mißgeſchicke in der Schule oder auf dem Schulwege ihr machen konnten.

Ich bin ganz davon überzeugt, daß mein Bruder innerlich nicht anders zu ihr ſtand und ſchwer darunter litt, daß ſeine damalige Sturmwindsanlage, verbunden mit einer für jede Verletzung empfindlichen, jeden Druck verdoppelt fühlenden und dagegen reagierenden Reizbarkeit, ihn ſeiner Mutter gegenüber nicht rückſichtsvoll und ſtützend, wie er gerne gewollt hätte, ſondern nicht ſelten unzugänglich und ſchroff erſcheinen ließ.

Schon oft habe ich mich gefragt, zu welcher Zeit eigentlich und durch welche Veranlaſſung mein überlegener, luſtiger und erfindungsreicher Spielkamerad mit dem dichten braunen Ringelhaar ſich

in einen träumerisch in sich verschlossenen, von der Außenwelt verzichtend sich abwendenden, mich haupteshoch überragenden, mageren jungen Mann verwandelt habe.

Solange C. F. Meyer unter dem Schutze der ruhigen Autorität seines Vaters sich geborgen sah, beschlich ihn kein Zweifel, daß auch für ihn das Rechtsstudium die fest vorgezeichnete Laufbahn sei. Später, als er seiner Aufgabe allein gegenüberstand, wurde er an diesem Berufe, zu dem er keine Anlage hatte, irre, ließ sich aber, innerlich von Zweifeln und Unsicherheiten jeder Art bestürmt, durch die Verhältnisse weitertreiben. Lust und Liebe zu einem trockenen Fachstudium gingen ihm dabei verloren. Er las unendlich viel und orientierte sich überall, ohne irgendwo, die neueste Literatur vielleicht ausgenommen, wirklich zu Hause zu sein und seines Lernens froh zu werden.

In späteren glücklichen Zeiten fragte ich ihn selbst einmal: „Konntest du eigentlich oder wolltest du damals deine Rechtsstudien nicht fortsetzen?“ — „Beides,“ sagte er und lenkte das Gespräch auf erfreulichere Dinge.

Physisch war mein Bruder eine durchaus gesunde Natur. Er ritt und focht. Er war ein rascher und unermüdlicher Fußwanderer und ein vorzüglicher Schwimmer. Die Berge der Heimat, die reinen Lüfte der Höhen, Schnee neben Alpenrosen, tiefe Himmelsbläue über Gletscherfirn und dunkeln Arvenwipfeln — dahin ging sein starkes

Sehnen, darin lebte er auf und atmete er Glück in vollen Zügen. Nicht daß er ein regelrechter Bergbesteiger gewesen wäre, wie es etwa heute die verdienstvollen Mitglieder eines Alpenklubs sind! Unvorsichtig und willkürlich, am liebsten führerlos machte er zu jener Zeit seine Bergfahrten, von denen er immer mit beschädigten Schuhen und zerrissenen Kleidern, aber heil und gesund zurückkehrte.

Viele Jahre später, als er nach einem kurzen Aufenthalt in Silvaplana, von Züricher Freunden dort aufgestöbert und zu einem Ausfluge eingeladen, bei der scharfen Straßenwendung zu Campfer aus dem stürzenden Fuhrwerk auf die neben dem Wege aufgehäuften Bausteine geschleudert worden war und mit gebrochenem Arme mehrere Wochen, gerade bis zum Winterschnee, in Pontresina liegen bleiben mußte, hat er in einem Gedichte „Fiebernacht", einem poetischen Tagebuchblatte, sein eigenes Jugendbild gezeichnet. Er hält Zwiesprache mit dem Berggeist:

. . . Ich höre deine Ströme rauschen,
Gib mir Gehör! Wir wollen Rede tauschen.
. . . Hast du mich leise rufend nicht gezogen?
Warst du mir lange Jahre nicht gewogen?
Und wenn in deinem Reich ich mich verirrte,
Schritt nicht, wie Zufall, mir voran ein Hirte
Und ließ mich — ungerufen, ungebeten —
Vergab in seine sichern Stapfen treten? —
Du bist mir gram geworden? . . .

Aus dem Flutensturz und der Laue Dröhnen klingt die Antwort:

Ein junger Wandrer kam zu mir gefahren
Mit haſt'gen Schritten und mit weh'nden Haaren,
Ein bleiches Bild! So iſt er ohne Bangen
Auf meinen ſchmalen Gräten umgegangen;
Und über Klüften, ſchwindelnd abgrundtiefen,
Aus welchen jubelnd ihn die Wogen riefen,
Iſt er gewandelt auf geſtürzten Föhren
Und ſchien in meine Wildnis zu gehören,
Ein dumpfer Ton in meinen dumpfen Chören —
Du warſt's ... und gingſt an eines Abgrunds Saume,
Unkundig der Gefahr in wachem Traume!
Doch mir gefiel der Kühne und der Blinde,
Und Sorge trug ich dir als einem Kinde.

So war er als Zwanzigjähriger. Unglücklich nennen durfte man ihn nicht. Er hätte es nicht gewollt und nicht ertragen. Er war es ſchon in dem Sinne nicht, daß er ſicherlich niemals mit einem anderen Menſchen getauſcht hätte. Er hätte ſein Los für kein anderes, und noch viel weniger hätte er ſein Ich, ob es auch damals noch ein unharmoniſches Weſen war, gegen ein anderes weggegeben.

Von den Gütern der Erde verlangte er im Grunde wenig. Er war keine vergnügungsſüchtige, begehrliche Natur und hatte für Luxus, der ohne künſtleriſchen Sinn und Wert iſt, niemals Gefühl. Unbequemer Überfluß, der Sorge und Pflege verlangt, war ihm in der Jugend als ein Hemmnis ſeiner freien Bewegung ſogar zuwider. Aus ähn-

lichen Gründen verhielt er ſich den ihm damals zugemuteten geſelligen Vergnügungen gegenüber ablehnend.

Ach, dieſe Freuden
Sind ſo beſcheiden
Und von Leiden
Kaum zu unterſcheiden —

pflegte er dabei zu ſeiner Rechtfertigung aus Tieck anzuführen. Die Mutter drängte ihn nicht dazu und ſchwieg. War doch auch unſerem Vater die Zeit immer zu koſtbar geweſen, um ſie mit Zerſtreuungen zu kürzen.

Vielleicht wurden wir etwas zu wenig erzogen. Wer vermag es zu ſagen? Ich fürchte, die weiſeſte Pädagogik hätte den ſeeliſchen Naturanlagen meines Bruders gegenüber verſagt. Nur einer konnte ihn erziehen, und das war er ſelbſt. Und er konnte es erſt bei gereifter Manneskraft mit der vollen Spannung ſeines Willens zu treuer künſtleriſcher Arbeit. Erſt als er ein begehrenswertes Ziel vor ſich ſah und erkannte, wohin ſeine Anlagen deuteten, und wohin er berufen war.

Die Elemente ſeines Lebenskampfes, der wahrlich kein kleiner war, lagen in ihm ſelbſt. „Ich bin kein ſtarker, aber ein durchaus unabhängiger Charakter," ſagte er einmal. Das iſt kein glückliches Material zur Selbſterziehung. Auch ein reiner Charakter war er glücklicherweiſe. Aber deſſen war er ſich kaum bewußt. Die weit vorherrſchende unter ſeinen geiſtigen Anlagen war

seine weltumfassende, in die Ferne greifende, rastlos schaffende, von einem Bilde zum anderen übergehende Phantasie. So ruhelos schwebte sie, daß er als Knabe kaum vermochte, sie auf einem Gegenstande festzuhalten, um eine größere Arbeit, eine Zeichnung zum Beispiel oder eine ihm aufgetragene schriftliche Aufgabe, gleichmäßig auszuführen und zu vollenden. Was nicht im ersten Wurf gelang, ließ er unfertig liegen, und fing Neues an. Dabei hatte er eine scharfe Beurteilung seiner Fehler und stellte an sich große Forderungen. Erfüllte er sie nicht, so sanken ihm entmutigt die geistigen Schwingen. Er entwarf in scharfen, charakteristischen Umrissen, die er nicht füllen konnte. Diesen unsteten Zug seines Wesens kannte er wohl. Er verglich sich selbst dem nie rastenden Winde.

Unserer trauernden Mutter war nach dem Tode ihres Mannes noch eine tröstende und sorgende Stütze geblieben in ihrer eigenen Mutter, die, soweit ich zu denken vermag, immer mit ihrem einzigen Kinde unter einem Dache gewohnt hat. Unsere Großmama, eine feine, bewegliche Frau mit sprechenden, dunkelbraunen Augen, war von regsamem Geiste und hellem, freundlichem Gemüt. Ihre Heiterkeit und Anmut, ihre Freude an Kindern und Blumen ließ sie jung erscheinen bis in ihr hohes Alter. Sie war die nimmermüde Teilnehmerin an unseren Spielen und Interessen geblieben. Zu ihren Lebensbedürfnissen gehörte ein freistehendes Haus mit Hof und Garten, in dem

unter ihrer sachverständigen und liebevollen Aufsicht seine Gemüse für den Hausbedarf gezogen und die mannigfaltigsten einheimischen und fremden Blumen gepflegt wurden. Sie war auch die unbeschränkte Herrin aller süßen und saftigen Baumfrüchte und Beeren, die im Garten reiften, und es war ihre Freude, lieben Bekannten oder Kranken von dem Überfluß ihrer Früchte und dem Reichtum ihrer Blumen mitzuteilen. Diese leichten, duftenden Gaben durfte ich als ihre kleine Botin den Freunden bringen. Auch für uns war sie die gute Spenderin vieler Freuden und Annehmlichkeiten und damit in gewissem Sinne ein Mittelpunkt des Hauses.

Erst als auch sie, während mein Bruder in Lausanne war, nach einer Winterkrankheit nicht mehr zu Kräften kommen konnte und im Hochsommer dahinstarb, fühlte sich unsere Mutter völlig verwaist und nahm dankbar das Anerbieten unseres väterlichen Oheims an, der ihr ein weites Gelaß in unserem urgroßväterlichen Hause in Stadelhofen als Wohnung zur Verfügung stellte. Es war nach dem Tode eines alten Anverwandten kurz vorher käuflich in seine Hände übergegangen.

Dieser Wohnungswechsel war ein guter Tausch. Dennoch erscheint mir heute, aus weiter Ferne gesehen, jener Wegzug aus dem Bereiche, wo die Großmutter uns aufzog und verzog, beschenkte und zur Arbeit anhielt, ergötzte und belehrte, als der Zeitpunkt, da die goldschimmernde, hoffnungsfrohe, zwangslose Kinderzeit sich abschloß.

Mein Bruder kam von Lausanne zurück und schickte sich nun nach wohlbestandener Prüfung dazu an, die Kollegien an der Universität zu besuchen. Stadelhofen war ein vornehmeres Quartier als die durch weite Gärten getrennten „Seidenhöfe" vor dem alten Rennwegtor. Hier traf das Auge auf grüne Hecken, unregelmäßige Einfassungen, blumige Raine, überströmende Brunnen und niedrige, von Fruchtbäumen überschattete Gartenpforten. Dort bildeten hohe Mauern und eiserne Portale auf der Straßenseite die Verbindung zwischen den steinernen Häusern. Das Zimmer meines Bruders war von nun an nicht mehr ein Gartenstübchen wie bisher, sondern ein prächtiger, altertümlicher Raum mit der Seitenaussicht auf ein Stückchen See und die stets bunt belebten zwei Landungsstellen der Dampfboote. Auf der anderen Seite beherrschte er mit zwei Fenstern die Straße und den Platz vor der damaligen Kornhalle mit ihrem starken Verkehr und mit ihren Heeren von Tauben, die sich um die beim Umladen aus den Säcken gefallenen Körner stritten.

Alles dieses laute Leben sagte ihm weniger zu als die Gartenstille von ehemals. Er sah kaum darüber hin. Aber wenn im Frühjahr der wilde Föhn an den hohen Fenstern seines Eckzimmers rüttelte, dann freute er sich. Er fühlte sich ihm naturverwandt.

Er war ihm lieb:

Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind.

Er selbst, in seinem schmerzlichen Vermissen bestimmter hoher Ziele, war damals der Sturmwind, der über die flache Ebene hinwegsaust, an den Felsen des Hochgebirgs aber sich bricht und in dessen tiefen Schluchten sich verfängt.

Noch spät, als er diese Anlage so bezwungen und gebändigt hatte, daß andere ihrer nicht mehr gewahr wurden, war er selbst sich ihrer noch bewußt.

Wer teilt die Jagd des Bluts und seiner Tropfen?
Es ist der Sturm, der nie zur Rüste geht,
Die Wechselglut des Nehmens und des Gebens,
Und meine Haare wehen windverweht
In allen Augenblicken meines Lebens.

Diese rastlose innere Schwungkraft seiner Jugend gab ihm die Zuversicht eines großen Könnens, der seine Leistungen damals in keiner Weise entsprachen. So verzehrte er sich in schweigender Ungeduld und Ohnmacht. Neben sich sah er Minderbegabte ruhig ihren Weg gehen, von Stufe zu Stufe steigen und ihr nahe gestecktes, von ihm allerdings unbeneidetes Ziel, den bürgerlichen Beruf und Broterwerb, sicher erreichen. Er aber geriet nach und nach außer Reih und Glied seiner Altersgenossen und sah sich in der ihn tief beschämenden, schmerzlichen Lage, wie alle, die in einem achtenswerten, regelrecht geordneten Gemeinwesen nicht klassifiziert und jedem einleuchtend untergebracht werden können, mißachtet, bemitleidet und verleumdet zu werden.

Hätte nur einer, hätte nur er selbst damals seinen künstlerischen Beruf erkannt, so deutlich und unwidersprechlich erkannt, daß er mit ganzem Entschluß ihn ergriffen hätte, er wäre alles Druckes und aller Zweifel ledig geworden. Die Liebe seiner Mutter hätte die äußeren Hemmnisse um jeden Preis weggeräumt. Um ihm freie Bahn zu öffnen, hätte sie sich mit Freuden eingeschränkt, ja, mit heiterem Mute gedarbt, wenn es nötig geworden wäre. Doch es war gerade sein Mangel an Wahl und Willen, der damals wie ein Bann auf ihm lag. Er war höchst unzufrieden mit sich selbst und wäre doch gerne von anderen hochgehalten worden. „Ich zürne es jungen Leuten nicht sehr," sagte er mir einmal viel später halb im Scherz, „wenn sie, überall pädagogisch gedemütigt und an ihr Örtchen hinuntergedrückt, sich ihrerseits zu hoch schrauben und sich aufzupuffen versuchen. Ich weiß aus Erfahrung, es ist gleichsam ihre Notwehr gegen die Außenwelt. Gelingt einem eine gute Leistung, dann wird man bescheiden, wie ein Glücklicher es sein darf."

Damals erschien er sich als ein Rätsel und, was er niederschrieb, dürftig, weit entfernt von dem, was er mit heißem Streben suchte. „Sieh," sagte er zuweilen, „wenn ich morgens mit einer Fülle von Ideen erwache, und ich will meinem Gedankengeschmeide die dazu passende Fassung geben, so komme ich mir vor wie jener arme Hirtenjunge, dem der Berggeist Rübezahl erlaubte,

seine Taschen mit Gold zu füllen. Als er heimkam und sie umwandte, um sein Glück vor sich auszuschütten, fiel nichts heraus als dürres Laub."

So verlernte er es, seine Gedankengänge niederzuschreiben; so, und nicht, wie gesagt wurde, weil er sich vorwiegend der französischen Sprache bedient hätte, verlor er mit der Gewohnheit die Leichtigkeit und die Freude, sich schriftlich auszudrücken. Das deutsche Sprachgefühl ging unter in der Masse seiner vielsprachigen Lektüre aus Mangel an Übung, da er ein Einsamer war und damals vielleicht überhaupt nicht immer in Worten dachte. Verse hat er immer geschrieben, doch alle verschwanden im Feuer. In jener Zeit der Selbstkritik, da ihn nichts befriedigte, bekamen seine Handschrift und sein Stil jene Gedrängtheit, die seiner Schreibweise eigentümlich geblieben ist. Ich erinnere mich einer Reihe epischer und dramatischer Fragmente, die er mir von 1845—1850 vorlas. Alle in knappem, an Platensche Schule erinnerndem Stil. Eine Tullia, ein Tarquin, ein Cäsar Borgia tauchen schattenhaft in meiner fernsten Erinnerung auf. „Cäsar Borgias Ohnmacht", zuerst in den „Romanzen und Bildern" abgedruckt, ist nichts anderes als ein Monolog aus einem jener ersten dramatischen Entwürfe, den Conrad Ferdinand Meyer hervorholte und, ihn entfaltend, ausarbeitete, wohl da er ihm besonders wert war, weil er ein auf seiner eigenen Erfahrung beruhendes künstlerisches Motiv festhielt: die in einen Augen-

blick zusammengedrängte Entscheidung mit unabsehbaren Folgen. Dies aus einem alten Fragment der ersten dichterischen Versuchsperiode mächtig aufgesproßte Gedicht berührt sich sonderbarerweise darin mit seiner reifsten Arbeit, der „Versuchung des Pescara," daß in beiden der Held keine freie Gewalt des Entschlusses hat. Weder Cäsar Borgia noch Pescara entscheiden. Es ist schon über sie entschieden.

Die Mehrzahl der größeren Pläne, die C. F. Meyer in seiner späteren Arbeitszeit ausgeführt hat, mögen ihn, sei es in einzelnen Charakteren, sei es durch einen geschichtlichen Zug oder auch nur durch eine landschaftliche Stimmung, als flüchtige Phantasiegebilde schon während seiner Jugendgärung zur Bearbeitung gereizt haben. Neben alten römischen Stoffen beschäftigten ihn schon damals die Gestalten der deutschen Kaiserzeit: Otto III., Kaiser Heinrich IV., Friedrich II., König Manfred und Konradin von Schwaben.

Dieses wiederholte und immer deutlichere Auftauchen seiner poetischen Probleme nach jahrelangen, mit den verschiedensten Erlebnissen gefüllten Zwischenräumen bezeichnet die Arbeitsweise des Dichters. Es zeigt auch, wie er in seiner innersten Anlage unter den wechselnden äußeren Einflüssen und Erfahrungen dennoch derselbe blieb. Standhafter und geduldiger ist er geworden, gefestet und entwickelt hat ihn das Leben und die künstlerische Arbeit. Er ist durch schwere Krisen gegangen, die

ihn geläutert und umgeformt haben. Sein Metall aber blieb das gleiche.

Es war keine verlorene, es war keine zerstörte Jugend, die mein Bruder später zu beklagen gehabt hätte, aber es war ein langes Traumleben. Mir wird heute noch wehmütig ums Herz, wenn ich mich zurückversetze. Die bewegten vierziger Jahre, der Sonderbundskrieg, den er nicht mitmachen mußte, weil er seiner großen Kurzsichtigkeit wegen vom Militärdienst befreit war, die stürmischen Ereignisse von 1848 und 1849, denen er mit ungeduldigem Interesse als leidenschaftlicher Zeitungsleser folgte — alles flutete an ihm vorüber, ohne ihn von seiner Sandbank zu lösen und ihn in eine freudige Arbeitsströmung hinauszutragen.

So konnte es doch nicht bleiben!

Im Anfange, ja, da war es schön gewesen, als er mir Platens Gedichte vorlas und die damals neuerschienenen Gedichtsammlungen Freiligraths und Lenaus zu Weihnachten schenkte. Wie sollte ein vierzehnjähriges Mädchen, das sein älterer Bruder so wert hält, daß er ihm die eigenen Verse vorliest, sich nicht mit ihm für seine Lieblingsdichter begeistern! Wie sollte es ihm für dieses Mitteilen geistigen Genusses, für dieses Mit-hineinblicken-lassen ins Reich der Poesie nicht dankbar und herzlich zugetan sein! Dem Schulmädchen klangen sogar die Verse, die Freiligrath dem toten Grabbe widmet, wunderschön:

. . . Durch die Mitwelt geht
Einſam mit flammender Stirne der Poet;
Das Mal der Dichtung iſt ein Kainsſtempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt!

Aber ſollte es denn nicht nur ſchön, ſondern auch wirklich und wahr ſein? Sollte es meinen geliebten Bruder ganz perſönlich angehen?

Nein, das gab ich ſchon mit ſechzehn Jahren nicht mehr zu. Das wäre einfach nicht auszuhalten geweſen und ſollte nicht ſein. Schon um unſerer Mutter willen nicht, die doch eine Freude haben mußte nach all dem ſchweren Leid, und die jeder Strahl der Schönheit in Natur, Poeſie und Kunſt im Herzensgrund erquickte.

An ſie wandte ich mich denn mit Bitten, ſie möge doch mich irgend etwas, deſſen ich fähig wäre, lernen laſſen. Es ſei doch ſehr nötig, ſchon damit ich ſpäter mein eigenes Brot eſſen könne. Sie ſelbſt hatte in ihrer Jugend gezeichnet und nur, weil ſie ſich früh verheiratet hatte, dieſe liebe Kunſt aufgegeben. So freute ſie der Gedanke, ich könnte neben ihr Porträts malen oder Zeichenſtunden geben.

Einer ihrer Verwandten war nach zehnjährigem Aufenthalt in Rom um ſeiner alten Eltern willen gerade aus Italien heimgekehrt. Er richtete ſich, früher ein begabter Schüler von Horace Vernet, in Zürich ſein Atelier ein und ſchickte ſich, nicht ohne manchen ſtillen Seufzer, jetzt dazu an, die Bildniſſe hervorragender Zürcher und ſchöner Bräute in Atlasgewändern zu malen.

So bekam ich besseren und ausgiebigeren Unterricht, als es damals sonst in unserer Vaterstadt zu erreichen war. Es gingen mir neue Horizonte auf. Bald zeichnete ich mit Wonne nach der Antike und jeden Tag auf Verlangen meines Lehrers mindestens etwas nach dem Leben, wenn es auch nur die kleine Skizze eines Baumes oder eines Faltenwurfs gewesen wäre.

Die Mutter lebte auf, und mir verwischte sich jedes persönliche Verständnis für den „Kainsstempel." Dafür ging mir allmählich ein ganz neues auf für das alte Wort: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst."

Mein Bruder, der mir alles Gute gönnte, freute sich meiner künstlerischen Fortschritte. „Zeichne nur!" sagte er. „So lernst du richtig sehen. Das kommt auch mir zu statten; du siehst dann auch für mich." —

Das Schlimme an seiner damaligen Lage war ihre Aussichtslosigkeit. Es nahte sich nun auch für ihn der Augenblick, da er sie nicht länger aushielt und die selbstgeschmiedeten und doch unfreiwillig getragenen Fesseln sprengen mußte. Die Befreiung kam aber, wie es sich denken läßt, nach so langem Verharren in einer unnatürlichen Lage nur mit einer schmerzlichen Krise.

Seltsam, sie wurde zuerst durch ein Buch vorbereitet, dessen Verfasser ihn später, als er zaghaft seine ersten „Balladen" herausgab, in verständnisvoll-freundschaftlicher Weise ermutigt hat. Er

kaufte sich einen Band „Kritische Gänge“ von Friedrich Vischer. Über Goethes „Faust“, italienische Malerei und über Eduard Mörike, der meinem Bruder immer besonders lieb war, sprach sich der berühmte Ästhetiker, soviel mir erinnerlich, darin aus. Meyer las das Buch, gab dem Autor recht, las es wieder und sah sein eigenes Dichten, seine Ideen von bildender Kunst und Dichtkunst wie ein morsches Brettergerüst zusammenstürzen. Wie das geschah, kann ich nicht sagen. Die „Kritischen Gänge“ hat mir mein Bruder niemals vorgelesen. Jedenfalls war, was Vischer in der Auffassung des Einsamen zerstörte, nicht stichhaltig. Ich glaube, seine Kritik war dazu bestimmt, den Boden zu reinigen, auf dem später, als er durch gründliche sprachliche und geschichtliche Kulturstudien dazu bereitet war, Jakob Burckhardts geniale Einblicke und Urteile wie mit einem Zauberstabe neue lebendige Gebilde hervorriefen.

Damals denn vernichteten die „Kritischen Gänge“ jene falschen Voraussetzungen, von denen der Unberatene bei seinen einsamen Studien ausging, und in denen er sich abarbeitete. Er ward irre an allem seinem Können und Verstehen. Kleine, an sich unbedeutende Begegnisse des täglichen Lebens fielen als letzte Tropfen in diesen bitteren Kelch der Selbsterkenntnis, bis er überfloß.

Neben dem rastlosen Gedankenflug war meinem Bruder noch eine zweite künstlerische Anlage zu teil geworden, ein Erbstück seiner Mutter, das er aber

noch nicht wie sie in ihrer zarten Weise, erheiternd und tröstend, anderen und sich selber zu gute kommen ließ, sondern als scharfes Werkzeug gegen sich selbst wandte zur eigenen Qual. Er hatte, wie sie, ein höchst reizbares, feinfühlendes Organ für fremde Individualitäten, ein echogleiches, langes Fortklingen persönlicher Eindrücke, die sich in den verschiedensten Variationen weiterbildeten. Es war eine Schärfe des Empfindens und des Unterscheidens, die ihn vorderhand nur unglücklich machte. Die leiseste Berührung empfand er als schmerzenden Stoß. In jener Zeit, da er nahe daran war, an sich selbst zu verzweifeln, konnte er durch die unausgesprochenen Gedanken der Leute aufs tiefste verletzt werden. Diesem seelischen Organ entsprach ein Gehörsinn, dessen Schärfe ihn peinigte.

So störten ihn im Sommer, wenn die großen Fensterflügel seines Eckzimmers offen, die grünen Jalousien geschlossen waren, mehr als das Geräusch der Räder auf der Straße, die Gespräche der Leute, die auf dem Fußsteige unter seinen Fenstern vorübergingen. Anfangs belustigte ihn das. „Heute gab ich acht," sagte er einmal; „von sechs Gesprächen, die fragmentarisch zu mir heraufklangen, handelten ihrer fünfe vom Geld." Später hörte er von der Straße herauf wiederholt, wie das Gerücht sich verbreitete, er sei gestorben. Das verdarb ihm den Humor der Sache.

In seinem großen Zimmer hatte ihn früher oft ein junger Schweizer aus den Urkantonen besucht,

mit dem er beim Zeichnenunterricht bekannt geworden war. Der kleine Landschaftsmaler, ein aufgeweckter, praktischer Bursche, war nachher von seinem Vater, der ihm eine künstlerische Ausbildung geben lassen wollte, die er selbst entbehrt hatte, nach München geschickt worden und zu dessen großem Schmerze dort am Typhus gestorben. Als nun der Vater einmal nach Zürich kam, zog es ihn zu meinem Bruder, dessen Interesse für die Malerei seines Sohnes er gekannt hatte, um mit einer befreundeten Seele von dem ihm frühzeitig Entrissenen zu reden.

So hörte C. F. Meyer eines Tages eine alte Stimme, die auf der Straße nach ihm fragte, und sah durch seine Jalousien ein ehrliches, graues Haupt in Tränen: „Ach, ist's möglich? Der gute Herr ist auch gestorben! Und ich wollte ihm gerade noch Grüße meines seligen Sohnes bringen!" Den Laden aufstoßen und hinunterrufen: „Nein, nein! Hier bin ich!" war für Conrad das Werk eines Augenblicks. Er holte dann den Vater seines Freundes zu uns herauf und suchte ihn zu trösten. Davon blieb ihm nachträglich ein Gefühl, als wolle das Publikum durchaus ein Leichentuch über ihn werfen. Und ich glaube wohl und hoffe, daß er innerlich anfing, sich stark dagegen zu sträuben.

Unsere Wohnräume waren von dem Seezimmer meines Bruders durch einen langen Korridor getrennt, dessen Fenster links in die von hohen Mauern umschlossenen Höfe eines Nebengäßchens hinunter-

ſahen, während auf der rechten Seite ſich eine Reihe von Türen, deren eine in mein kleines Atelier führte, auf den Gang öffnete. Ganz am entgegengeſetzten Ende ſchloß ein großes Wohnzimmer mit Nebenſtuben, die durch Seitentüren verbunden waren, die weitläufige Wohnung ab.

In dieſem anmutigen, altertümlichen Wohnzimmer mit ſeiner langen, hellen Fenſterreihe, die nur in der Mitte durch eine ſteinerne, von Efeu umrankte Säule unterbrochen war, hielt ſich unſere Mutter auf. Da tranken wir Tee, da empfing ſie ihre vielen Beſuche. Neben dem großen Sofa, das an der einen breiten Wand des faſt quadratförmigen Raumes ſtand, führte eine Seitentür in ein Nebenzimmer, das keinen eigenen Ausgang auf den Korridor hatte. Sobald nun mein Bruder, der oft bei uns ſaß oder ſingend den langen Gang durchwanderte, mit ſeinem Ohr die Tritte eines nahenden Beſuches auf dem Kieſe des Hofes oder den Klang einer ſich anmeldenden Stimme vernahm, verſchwand er blitzſchnell durch dieſe Seitentür und erreichte auf einem Umwege den Gang und ſein ungeſtörtes Revier. Im großen, kühlen Nebenraume befand ſich an der Wand, an die ſich im Empfangszimmer die Polſterkiſſen des Sofas lehnten, ein kleiner, gewöhnlich mit Büchern beladener Tiſch. Einzelne davon gehörten mir — ich hatte dort mein Leſewinkelchen — viele auch meinem Bruder. Wir trugen ſie hin und her und benutzten ſie gemeinſam.

Nun kam eines unſeligen Tages, als ich in meiner Werkſtätte zeichnete, ein wohlmeinendes altes Fräulein zu unſerer Mutter, die immer für ihre Beſucherinnen einen freundlichen Empfang und ein liebliches Wort hatte, auch wenn ſie ungelegen kamen. Warum gerade dieſe teilnehmende Seele meinem Bruder trotz trefflicher Eigenſchaften nicht ſympathiſch war, weiß ich nicht. Sie hatte Pockennarben, ſprach etwas ſentimental und machte Verſe; das war es wohl.

Als ſie nun neben der Mutter, die vielleicht leidend war, auf dem Sofa ſaß, fragte ſie nach deren Befinden und dann nach dem Ergehen und der Beſchäftigung meines Bruders, den ſie gerne ſchön eingeordnet in menſchliche Verhältniſſe als den Stolz ſeiner Mutter geſehen hätte. Mit mehr Eifer zu tröſten als barmherzigem Takt verſtieg ſie ſich zu Fragen und hoffnungsvollen Erwähnungen, die der armen Mutter bitter wehtaten. Es überquoll in ihr die Wehmut. Sie, die ſonſt ſo Tapfere, brach in Worte aus, die ungefähr lauten mochten: „Schonen Sie meiner! Mein erſtes, mein begabtes Kind iſt für ſolche Zukunftshoffnungen einer Mutter verloren! Er begräbt ſich ſelbſt. Er iſt für dieſes Leben nicht mehr da . . .“

Und mein armer Bruder hörte das.

Er hatte ein Buch vermißt, war leichten Schrittes über den Gang gekommen und, da er eine fremde Stimme im Wohnzimmer hörte, durch die Hinterpforte ins Nebenzimmer zu meinem

Büchertiſchchen gelangt, um das Geſuchte zu holen, und gerade war da der Schmerzenslaut unſerer Mutter an ſein Ohr gedrungen.

Still und unbemerkt war er wieder davongegangen. Aber die Wunde, die er empfangen hatte, war ſo tief, daß es mir nachher, als ich den Ausbruch ſeines Schmerzes ſah, vorkommen wollte, ſie ſei unheilbar. Ich erſchrak bis ins Herz hinein für beide, für ihn und für die arme Mutter. Auch ſie konnte ſich nicht tröſten über das, was ſie geſagt hatte, obſchon ihrem Gefühl und ihren Gedanken fernlag, was ſich wie ein Dolch in ſeine Seele geſenkt hatte:

„Sie ſagte einer Fremden, ich ſei für ſie tot! — Was iſt denn nur an mir, daß man mich nicht liebgewinnen kann . . . ? Inwiefern bin ich denn nicht wie die anderen . . ? Warum beklagt denn jene Häßliche, daß meine Mutter mich zum Sohne habe . . ? Sage mir auf dein Gewiſſen, um deiner Wahrheitsliebe willen, ſage mir, ob ich irgend einen körperlichen Fehler habe, der abſchreckend iſt!“ So drang er auf mich ein, als wir auf dieſe Vorfälle zu reden kamen. Mit einer leidenſchaftlichen Seelengewalt, die mir den Mut gab, der eigentlich der natürliche Rückſchlag eines großen Erſchreckens iſt.

„Ach, keine Spur!“ ſagte ich. „Ich will dir's beſchwören bei allem, was du willſt. Du biſt geſund und normal, wenn du es ſein willſt. Aber ſo, wie du jetzt ſprichſt, biſt du auf dem Punkte,

krank zu werden. Komm doch nur heraus aus deiner Folterkammer! Heute kannst du es. Konsultiere doch einen Arzt. Er wird dich aus dieser Luft wegschicken. Tue es der Mutter zulieb."

Nicht auf meine Worte hin faßte er den großen Entschluß, sondern erst, als die Mutter selbst ihn bei allem, was ihm heilig und teuer war, angefleht hatte, doch nicht länger in dieser hoffnungslosen, unnatürlichen Lage zu verharren. „Ja, dir zulieb will ich es tun," hat er ihr versprochen.

Sie selbst allein begleitete ihn in die Heilanstalt Préfargier bei Neuenburg und stellte ihn den dortigen vortrefflichen Ärzten vor. Als er die Mauern des mit weiten Gärten und Parkanlagen umgebenen Gebäudes erblickte, sagte er: „Ich bin schon gesund, liebe Mama."

Und ähnlich lautete auch der Spruch der Ärzte: „Er ist nicht krank, aber er ist kein harmonisch besaiteter, gleichmäßig ausgestatteter und entwickelter Normalmensch. Daß er diese lange Abgeschlossenheit ertragen hat, deutet auf die Widerstandskraft seiner reinen, unverdorbenen Natur. Jetzt gilt es neu anfangen! Nicht mehr in die alten Verhältnisse zurück!"

So wurde für Conrad Ferdinand Meyer die Westschweiz ein Boden der Befreiung. Es lebten dort treue Freunde unserer Eltern. Er fand Wohlwollen und Verständnis. Er fand vor allem im Freunde unseres Vaters, dem Historiker Louis Vulliemin, den besten Rat für den Neubeginn seiner sprachlichen und geschichtlichen Studien.

Nicht die Veränderung des Sprachgebiets an ſich übte den entſcheidenden Einfluß aus, obſchon ſie ihn zu einem ſtrengen Arbeiten, dem gründlichen Erlernen des Franzöſiſchen mit ſeinen beſtimmten und ſcharfen Sprachformen, hindrängte; der große Einfluß war der perſönliche ſeiner Freunde in der Weſtſchweiz, der auf der Einheit hiſtoriſcher, ethiſcher und religiöſer Lebensauffaſſung beruhte.

Den Neujahrstag 1854 wollte der Dichter wieder zu Hauſe feiern. Er hatte auf Profeſſor Vulliemins Veranlaſſung für den Verlag von Friedrichs in Elberfeld die Überſetzung der „Récits des temps Mérovingiens“ unternommen. Auguſtin Thierrys lebensvolle und kühne Geſchichtsſtudien hatten ihn ſchon, als er ſie zum erſten Male las, gefeſſelt. Die feurige Auffaſſung und künſtleriſche Bewältigung des Stoffes ließen ihn in dem Hiſtoriker den verborgenen Dichter erkennen und zogen ihn mächtig an. Er wünſchte dieſe ſchöne Arbeit in der heimatlichen Stille beharrlich zu vollenden. So kam er denn zur unbeſchreiblichen Freude unſerer Mutter als ein zu neuer Lebenshoffnung und Arbeitsfreude Erſtandener noch einmal zu uns in das alte Haus in Stadelhofen zurück. Wir beide tauſchten unſere Zimmer. Von nun an bewohnte er ein moderneres, helles Stübchen, mein früheres Atelier, mit der Ausſicht auf Gartenanlagen und einen unter Bäumen verborgenen rauſchenden Brunnen. In ſeinem alten, zu erinnerungsvollen Saal dagegen ſtellte ich meine

Staffeleien auf. Es blieb darin aus meines Bruders Zeit nur ein marmorfarbenes, altarähnliches Piedestal mit der stolzen Büste des Apolls von Belvedere. Eine Menge Bilder, Mappen und Skizzen, gefüllte Blumenvasen und bebänderte Gartenhüte, die darin standen und hingen, veränderten gänzlich das Aussehen des Zimmers. Unsere Mutter besuchte mich dort täglich. Es waren die schönen letzten Jahre, die wir mit ihr verleben durften. Wir ahnten etwas davon, wenn wir die immer blasser, feiner und schwächer Werdende ansahen, und lebten unsere Tage, ohne stark vorwärts zu denken, in stillem Dankgefühl; denn sie war uns beiden so lieb, daß wir nicht auszudenken vermochten, wie es würde, wenn sie nicht mehr da wäre.

Als sie uns dann im Herbste 1856 entrissen wurde, schien es uns, als wäre mit ihr und ihrer Treue nun alles Liebliche für uns von der Erde verschwunden. Unser trautes Heim war doch immer gewesen, wo sie war.

In meines Bruders innerem Leben, in seiner Poesie tönt dieser schmerzliche Klang viele Jahre lang nach. Es ist, wie wenn aus einzelnen Gedichten jener ersten Zeit nach ihrem Tode etwas von ihrer Seele mitspräche, etwas von ihrer Stimme nachtönte. So möchte ich unter den vielen Gedichten, die, da sie der einheitlichen Komposition ermangelten, weggelegt wurden, als des Dichters Stuttgarter Freunde die zwanzig ersten Balladen

für den Druck auswählten, nur „Das Glöcklein“ nennen. Es lag ihm kein beſonderes Begegnis zu Grunde, nur in erſchütternder Wehmut die grauſame Wirklichkeit: Sterben... Trennung. Dazu kamen landſchaftliche Stimmungen bei unſerem erſten langen Aufenthalt am Engſtlenſee: das wunderſame Erlöſchen und Wiederaufglühen des Abendrots auf den Schneefeldern des Titlis, das kühle, grüne Dunkel auf der Alp mit den letzten, verirrt in der Ferne vertönenden Glöckchen der heimkehrenden, zerſtreuten Ziegenherde.

Dies damals ſchon reizvolle, aber künſtleriſch noch unfertige Gedicht, das Conrad Ferdinand Meyer ſpäter gekürzt und in zwei Stimmungsbilder: „Das Glöcklein“ und „Das tote Kind“ umgeformt hat, konnte ich ihn nie vorleſen hören, ohne von Tränen überwältigt zu werden, weil es mich an unſere Mutter erinnerte, etwa ſo, wie wenn es aus ihrer Seele heraus gedichtet worden wäre.

Dieſe Stimmung des Dichters ſpricht auch noch wie herbes Heimwehleid aus den Briefen, die er mir aus Paris ſchrieb. Erſt die ſtarken italieniſchen Eindrücke vermochten dieſe ſchmerzvolle Diſſonanz in reine Schönheit aufzulöſen.

VII.

Wie groß und entſcheidend die Eindrücke waren, die C. F. Meyer während ſeines nicht viel über zwei Frühlingsmonate dauernden Aufenthaltes in Rom empfing, wie voll von Ideen, künſtleriſchen Stoffen, Anregungen jeder Art er nach Hauſe kehrte, läßt ſich nicht beſchreiben. Wenigſtens getraue ich mich nicht, es zu verſuchen, ſo wenig als ſeine täglichen Wanderungen und Fahrten zu erzählen. Immer ſchien die Sonne, ewig blau erſchien uns der römiſche Himmel. Nicht ein einziges Mal zogen ſich während jener acht Wochen die Wolken zu einer Regendecke zuſammen. Höchſtens geſchah es in der Maiſchwüle, daß plötzlich die Sonne durch ſchwer grollende Gewitterwolken verdunkelt wurde und ein Regenguß ſtürzte, vor dem wir unter dem Portikus einer Kirche oder eines Palaſtes Schutz ſuchten, bis das Donnerrollen vorüber und die regenüberſchwemmte Gaſſe von der wiederkehrenden Sonnenglut getrocknet war.

Jeden Morgen in der Frühe machte ſich Conrad

auf die Wanderung nach Kirchen und Tempeln, Ruinen und Gemäldegalerien, Gräbern und Villen, ganz nach eigenem Gutdünken und Plan. Oder wir fuhren in einem kleinen Einspänner hinaus in die Campagna. Mein Bruder wanderte überall auf altbekanntem und doch für ihn so wunderbar neuem Boden. Wo sein Fuß hintrat, standen Gestalten der klassischen Vergangenheit vor ihm auf oder traten ihm die historischen Erinnerungen aus dem mittelalterlichen Rom und der Geschichte der Päpste entgegen. Der Bücherstaub fiel ab von seiner einsam gewöhnten Seele. Die Grau in Grau gezeichneten, in großen, nicht immer festen Linien seiner Phantasie vorschwebenden Bilder gewannen auf einmal Bestimmtheit, Leben, Wirklichkeit, Reiz und Farbe.

Nicht daß er als ein fertiger Künstler, der die Gewalt hat, zu schaffen und zu beleben, von seiner Romfahrt heimgekehrt wäre. Dies Ziel zu erreichen, brauchte noch viel Zeit und Mühe, energischen Entschluß zu ausdauernder Arbeit vor allem. Doch von nun an sah er dies herrliche Ziel vor sich.

Der Entschluß, Rom zu verlassen, wurde ihm schwer. Es erleichterten ihn die steigende Schwüle und die aus dem blonden Tiber aufdampfenden Fieberdünste. Noch machten wir, bevor wir uns dem Norden zuwandten, einen kurzen Ausflug nach Albano, der mir, vielleicht weil er der letzte war, besonders deutlich im Gedächtnis geblieben ist.

Wir trafen Abrede mit einem alten Vetturino, der uns ſchon oft in ſeinem leichten Gefährt in die römiſche Campagna geführt hatte, und kamen gegen Abend nach Albano.

Caſtel Gandolfo, das Sommerſchlößchen des Papſtes, das vom Bergabhang zu uns herabſchaute, zog uns an. „Kann man es ſehen?“ fragten wir. „Iſt es unbewohnt und offen?“

„Gewiß. Der Heilige Vater kommt erſt im Sommer herauf. Auch nicht jeden Sommer. Wollen die Herrſchaften, daß ich ſie gleich durch die Galleria hinauffahre?“

So fuhren wir dem päpſtlichen Sommerzufluchtsorte bei ſinkender Sonne durch die blühende Mailandſchaft zu.

Wo das Sträßchen anſtieg, war es hier und da mit Kränzen überſpannt, die von Baum zu Baum hingen. Bunte, ländliche Blumen überwucherten in üppigen Sträußen die ſie haltenden Stäbe und Schnüre und bildeten ſchwankende Giebeltore und blühende Bogen.

„Aber, Pietro, dieſe friſchen Kränze gelten doch nicht uns! Was können ſie bedeuten?“

„Sie werden hier irgend ein Feſt feiern,“ meinte er.

So kamen wir nach dem Schloſſe, deſſen Hoftor offen ſtand. Pietro fuhr uns in den nicht ſehr geräumigen, von Mauern und dem Schloßgebäude eingefaßten Hof und ſprang vom Bocke, um beim Kaſtellan die Erlaubnis zum Betreten eines Aus-

sichtsturmes und die Schlüssel zu holen. Doch er kam eiligst und erschrocken wieder zurück.

„Nun ist der Heilige Vater dennoch heute angelangt! Er tritt gleich in den Hof. Die Signorina darf sitzen bleiben, aber, bitte, der Signore steige aus!"

Damit ergriff er sein geduldiges Pferd am Kopfe, drängte es und den Wagen damit, soweit es ging, in den Schatten der Hofmauer zurück und warf sich schleunig auf die Kniee. Denn schon öffnete sich im vor uns liegenden Seitenflügel eine Bogentür über ein paar Steinstufen. Auf diesen erschien Pio Nono in heiterer Laune und betrat mit ein paar geistlichen Herren seinen Schloßhof.

Es wäre interessant gewesen, den damals noch sehr geliebten Souverän des römischen Volkes zu sehen, aber in solcher Nähe! Und wie beschämend war es für uns, als Eindringlinge in seinen engeren Privatbesitz, in sein einfaches Sommerasyl erfunden zu werden, für uns, die wir als schweizerische Protestanten dem Papste nichts zu sagen und doch der Liberalität, mit der er die herrlichen Kunstschätze des Vatikans, seine Stanzen, Loggien, Galerien den Fremden öffnete, unendlich viel zu danken hatten! Wir, die wir in Rom keinen Schritt taten, um den Papst mit müßiger oder, wie das Wort im Munde meines Bruders lautete, mit „unanständiger" Neugier zu belästigen, wir befanden uns in engem Raum vor seinem Angesicht, in der Unmöglichkeit, ihn so zu grüßen,

wie er es als Oberhaupt der katholiſchen Chriſtenheit von allen, die ſich ihm nahten, gewöhnt war. Nein, es war doch vorwiegend ſehr unangenehm!

Ich blieb allerdings im Wagen ſitzen, ſchüchtern und beſchämt. Mein Bruder aber, barhäuptig, den Zwicker vor den Augen, verbarg ſeine der Situation wenig angemeſſene Verbeugung hinter dem knieenden Pietro und ſchaute ins Angeſicht des Papſtes, von dem zur Zeit, da er Petri Stuhl beſtieg, das für ihn begeiſterte Italien ſo Unglaubliches gehört und erwartet hatte.

Pio Nono indeſſen war eine liebenswürdige Perſönlichkeit und beſaß nicht nur bei den großen Zeremonien viel prieſterliche Würde, ſondern bewegte ſich auch daneben mit der angenehmen Leichtigkeit des geborenen Edelmannes. Er tat heute das Beſte und uns das Liebſte, was er tun konnte. Ein paar heitere Worte an ſeine Umgebung richtend, ging er in ſeiner Gruppe langſam und in natürlichſter Haltung mit freundlicher Nichtbeachtung der Fremden hart an uns vorüber und verſchwand durch eine gegenüberliegende Pforte.

Der arme Vetturino freilich mußte auf die erwartete päpſtliche Segnung verzichten. Warum hatte er uns unvorſichtigerweiſe in dieſe beklemmende Lage gebracht?

Wie wir Caſtel Gandolfo verließen, habe ich vergeſſen. Ich weiß nur noch, daß wir, als der Abendhimmel ſich rötete, im Parke von Arricia vor den ehrwürdigen, von Efeuſtämmen umſtrickten

und gehaltenen Eichen ſtanden. Sie waren von jeher die Bewunderung der beiden Maler unſerer Familie geweſen, die nie anders als mit Entzücken von der Schönheit dieſes Parkes geſprochen hatten.

Als die Abendröte verſunken war, ſaßen wir auf einer Bank am Rande einer breiten, mit Ölbäumen beſtandenen Wieſe, die ſich ſanft und langſam dem See von Albano zuneigt. Durch die Bäume ſchimmerte von ferne noch der lichte Waſſerſpiegel. Sonſt verloren ſich überall die Grenzen im Duſte der Dämmerung. Licht und Luft waren ſo weich und geräuſchlos, daß uns war, als hätten wir noch nie einen ſo ſtillen Frieden geatmet.

Da auf einmal tönte vom See her leiſer, unregelmäßiger Hufſchlag. Er klang und verklang. Nun hörten wir ihn wieder etwas näher und lauter. Jetzt bewegte ſich tief unten auf einem Wieſenwege unter den Bäumen eine dunkle Geſtalt, die wohl einmal ſtille ſtand und dann, auf uns zukommend, den gekrümmten Pfad langſamen Schrittes weiterverfolgte. Es war ein müdes Pferd, das ungeſattelt und ungezäumt, ohne Lenker noch Hüter in der Abendruhe ſeinen Stall aufſuchte.

Viele Jahre ſpäter, wenn wir Erinnerungen austauſchten, pflegte mein Bruder zu ſagen:

„Weißt du noch? Jener ſtille Abend in Albano?“

Am nächſten Morgen ſtrebte mein Bruder

nach dem Gipfel des Monte Cavo, wo zur Römerzeit ein Jupitertempel gestanden habe, zu dem jene Feldherren, die auf dem Kapitol aus dem einen oder dem anderen Grunde nicht triumphieren konnten, ihren Siegeszug richteten. Mein Bruder meinte, die alte Via triumphalis sei noch in so gutem Zustande, daß er sein Ziel mit mir im Wagen erreichen könne. Das ließ der Wirt in Albano nicht gelten, sondern riet ihm, Reitpferde zu mieten. Er wisse uns einen zuverlässigen Führer.

Der stand nun vor uns. Die Verhandlungen waren im Gange und führten zu einem befriedigenden Abschluß. Der Vorzug, auf den das ältliche, magere Männchen als auf seine besondere Befähigung zum Fremdenführer sich mit Beredsamkeit berief, war ein Damensattel, ein seltenes, bequemes Stück, das eine Engländerin in Albano zurückgelassen hatte, und in dessen Besitz er, der sonst ein Schneider von Beruf war, mir ist nicht erinnerlich, ob durch Kauf oder Schenkung gekommen war. Die Reittiere selbst sahen freilich mehr geduldig als schön aus. Das zweite war bäuerlich gesattelt und gezäumt. Doch sie erinnerten uns an unsere schweizerischen Bergpferde. Die Morgenfrühe umwehte uns licht und leicht und war voller Blütenduft.

Wir verließen Albano durch eine langsam ansteigende, holperige Gasse, an deren Ende rechts ein graues, altes Haus mit wenigen, schmalen Gitterfenstern stand. Als wir vorüberritten, fiel

aus einem dieſer Fenſter ein an einer Schnur befeſtigtes Lederbeutelchen herunter.

Der Schneider hielt mein Pferd an: „Wollen Sie nicht beim Ausritte dem armen Gefangenen ein paar Bajocchi ſchenken?“

„Warum ſitzt er hier? Kennt Ihr ihn?“ fragte mein Bruder. Das könne er nicht gerade ſagen. Aber es bringe Glück, die Reiſe mit einem barmherzigen Almoſen zu beginnen. Der Arme könne ſich damit etwas gütlich tun.

Nun ging es weiter bergan auf unbeſchreiblich ſchönen Wegen. Bald lagen die beiden Seen von Nemi und Albano tief zu unſeren Füßen. „Wie zwei glänzende blaue Augen,“ ſagte mein Pferdeführer. Eine Strecke weiter, und wir kamen in waldiges Revier. Zur Rechten des Weges ſtand zwiſchen den Bäumen eine kleine Kapelle. Da ließ er meinen Bruder voranreiten, ergriff die Zügel meines Tieres und führte mich rechts ab zur Tür des Kirchleins.

„Iſt hier etwas zu ſehen? Wollt Ihr uns ein Bild zeigen?“ fragte ich.

„Zu ſehen iſt nichts Beſonderes,“ ſagte er und zog den Pferdekopf durch die niedrige Pforte, während er ſich ſelbſt dem unſcheinbaren Altare näherte; „ich meine nur, und die Signora denkt es wohl auch, beim Beginn einer gefährlichen Fahrt ſei es gut, ſich dem Schutze der Mutter Gottes mit ein paar Ave anzubefehlen.“

Was für Gefahr er fürchtete an dem wonne-

vollen Tage, habe ich nicht erfahren können. Wahrſcheinlich, weil ich als unkundige Reiterin die Gefahr unterſchätzte, die am Nachmittage die Beine ſeiner armen Mietpferde auf den zuweilen halsbrechend ſteinigen Abſtiegen liefen.

Nun lenkten wir, immer im Schatten des Waldes bergan reitend, in die alte, gepflaſterte Römerſtraße ein, auf deren linker Seite ſich der Blick auf den ſogenannten Lagerplatz des Hannibal auftat. Es iſt der Ort, von dem er Rom, ſeine große Feindin, näher als ſonſt jemals vor ſich liegen ſah. Als wir vorüberzogen, war der Campo d'Annibale, eine große, feuchte Wieſe, über und über mit den weißen Sternen ſtark duftender Narziſſen beſät. Von dieſen Blumen pflückte mir der Schneider einen großen Strauß. Noch jüngſt iſt mir deren letzte getrocknete, die alles überdauert hat, wieder in die Hand gefallen. Nun war der Gipfel mit ſeiner unvergleichlichen Weitſicht erreicht. Statt des ſpurlos verſchwundenen Tempels fanden wir oben ein Kloſter, in deſſen kühler, zu ebener Erde liegender Pilgerſtube wir auf Steinbänken ausruhten und uns ein leichtes Mahl aus Eierſpeiſen auftiſchen ließen.

„Welch ein herrlicher Aufenthalt auf dieſer Bergeshöhe!“ dachten wir, wurden dann aber von unſerem Führer bedeutet, der ſchöne Ort ſei ein Strafkloſter für Geiſtliche, die ſich irgendwie gegen Geſetz und Regel verfehlt hätten. So kam uns niemand zu Geſicht. Nur als wir, die Bergkuppe

verlaſſend, eine kleine Strecke abwärts ritten, flatterte bei einer Lücke des den Weg einfaſſenden Geſträuchs hinter den Büſchen ein ſchwarzes Gewand, und als wir hinüberſahen, wandelte dort, das Geſicht völlig in ſein Brevier vertieft, ein einzelner Mann.

Wir wandten uns ab und ſtörten ihn nicht.

Nun ging es, immer auf dem Berggrate, hinüber nach dem Felſenneſt Rocca di papa, das meinen Bruder — ich weiß nicht mehr, um welcher mittelalterlichen Erinnerung willen — magnetiſch anzog. Von fern und in der Nähe ein ernſter, ſchroffer Anblick und talwärts eine martervoll ſteinige Straße! Auf dieſer gelangten wir nun hinunter zu den erſten, in üppiges Grün getauchten Villen von Frascati und von dort noch einmal bergan, um auf der Stelle zu raſten, wo Ciceros Tusculum ſtand. Wohl war der Ort nicht ganz genau zu beſtimmen, doch war es ſchön, die Siebenhügelſtadt, auf unſeren Plaids im Schatten gelagert, auch von dem Punkte aus zu überblicken, wo der große Redner auf ſie hinübergeſchaut hatte.

Noch eine letzte Stätte blieb uns aufzuſuchen: Grotta ferrata, wohin mein Bruder unſeren alten Vetturin mit ſeinem Wagen zur Rückfahrt nach Rom beſtellt hatte. Warum Grotta ferrata? Er hatte geleſen, eine Kapelle dort beſitze ein Wandgemälde des Domenichino, das die Begegnung Kaiſer Ottos III. mit dem heiligen Nilus darſtelle.

O Dichterphantaſie! Kaiſer Otto III., der

genial begabte, jung gestorbene deutsche Kaiser, der mit großen Entwürfen sich trug, war eine der rätselhaften mittelalterlichen Naturen, die Conrad Ferdinand von jeher angezogen hatten. In der „Klage Ottos III." von Platen, die er als Dichtung liebte, weil sie einer seiner Jugendstimmungen entsprach, erschien ihm der junge Kaiser nicht groß genug und zu lyrisch, zu wenig mannhaft aufgefaßt. Er selbst hätte ihn gewaltiger und prächtiger geschaut und dargestellt in seiner jungen römischen Herrlichkeit. Er hätte ihn tiefer erschüttert werden lassen durch den Undank seines wandelbaren, feindseligen Roms, in dessen Volke kein altes Römerblut mehr lebte. Er hätte ihn später mächtiger erfaßt werden lassen von den Schauern frommer Buße, die an der Jahrtausendwende die christliche Welt durchwehten. — Platen läßt den jungen Fürsten, von den Wonnen und Ränken des Südens umstrickt, traurig und heimwehkrank unter der Wucht seiner Kaiserkrone zusammenbrechen. Er schildert ihn enttäuscht und des Lebens müde:

O Welt, wie bist du nichtig,
Wie bist du klein, o Rom!

Lag seiner Auffassung irgend ein historischer Zug zu Grunde, dessen Spuren sich noch finden ließen? fragte sich mein Bruder. War St. Nilus ein heiliger Anachoret, den der kaiserliche Jüngling zur Lösung der Lebensfrage in seiner Einsamkeit aufgesucht hatte? Trug das Bild in Grotta ferrata

ein Gepräge mittelalterlicher Romantik? Hatte es einen Hauch der Stimmung mit Platens Verſen gemein?

Domenichinos „Letzte Kommunion des heiligen Hieronymus“ in der Gemäldegalerie des Vatikans mit ihrer Einheit in der Kompoſition und der wunderſam ſtark individualiſierten und darum wie ein Bildnis nach dem Leben ergreifenden Geſtalt des ſterbenden Greiſes mochte die Erwartung des Dichters ſteigern oder irreführen.

Inzwiſchen ritten wir zwiſchen den von Grün und Blüten überhangenen Gartenmauern von Frascati im Abendgolde niederwärts.

Vergeblich verſuchte unſer immer noch gefälliges und flinkes Schneiderlein, unſere armen Tiere dauernd in Trab zu ſetzen. Endlich lenkten wir vor die Abtei mit der Kapelle des heiligen Nilus, wo ich an der Steinbank neben der Pforte gerne vom Pferde ſtieg. Wir alle waren müde. Unſer Führer brachte, nachdem er vergnüglich und mit wohlgeſetzter Abſchiedsrede ſeinen ſauer erworbenen Tageslohn in die Taſche geſteckt hatte, ſeine ledigen Tiere nach Frascati zurück.

Wir ruhten und ſchauten. Allüberall goldenes Italien! Abendglanz in römiſcher Campagna! Die Abtei von Grotta ferrata mit ihren maſſigen Mauern außen von üppigem Lorbeer umkränzt und vom roten Widerſchein des Himmels übergoſſen! Im Innern der Kapelle ein farbenreiches Wandgemälde mit ſchön bewegten, figurenreichen

Gruppen, einen geiſtlichen Würdenträger darſtellend, dem ein junger weltlicher Fürſt, ihn begrüßend, entgegenſchreitet. Auf beiden Seiten Gefolge in ritterlicher Tracht. — Mir iſt nicht ein einziger charakteriſtiſcher Zug des Bildes im Gedächtnis geblieben. Nur der Geſamteindruck eines großartigen Wandſchmuckes im Lichte der durch die offene Tür fallenden Sonnenreflexe.

Nun ſtand auch Pietro neben unſerem Einſpänner auf dem kleinen, umbuſchten Kirchenplatze bereit und trieb zur Heimfahrt. In jener Zeit ließ es ſich jeder wohlgeſinnte Vetturin angelegen ſein, vor dem Aveläuten das nächſtgelegene der Tore Roms zu erreichen, wegen der in der Campagna um die Dämmerungsſtunde beginnenden Banditengefahr.

So ſteht mir das Rom von 1858 in der Erinnerung: große Ruinen der antiken Vorzeit, prunkvolle, heitere Kirchenfeſte, ewige Sonne, blühendes Leben.

In die Zeit der Guelfen und Ghibellinen ſich dort zu verſetzen, war in jenen Frühlingswochen ſelbſt für den Dichter nicht leicht. Mindeſtens hätte er ſich bei drohenden, über der Gräberſtraße hangenden Gewitterwolken dazu ſtimmen müſſen, etwa vor dem Grabmal der Cäcilia Metella! Vor dem hohen, ſchweren Rundbau hätte er ſtehen müſſen, über deſſen breitem, antikem Marmorfries mit den herrlichen Fruchtgehängen eine dicke mittelalterliche Mauerkrone laſtet, die das Grabmal in

eine Feſtung verwandelt. Sie ſoll zur Zeit der Frangipani von dieſem oder einem anderen kriegeriſchen Geſchlechte verteidigt worden ſein. — Das lag aber meinem Bruder ferne. Er hat niemals Stimmungen geſucht, denn ſie kamen ihm von ſelbſt und mit Übermacht.

Kurz nachher ſollten wir jedoch in Toskana Stadtpaläſte ſehen, die an die Kämpfe erinnern, in die Dante Alighieri verwickelt war. Wir ſollten wenige Tage ſpäter bei einem gütigen Gaſtfreunde in einem alten Schloſſe des Apennins ſitzen, das nach der Familientradition ein von Kaiſer Ludwig dem Bayer verliehenes Lehen und wohl dazu angetan war, feudale Erinnerungen zu erwecken.

VIII.

Mehr einem Kaſtell aus der Feudalzeit als einer Villa ähnlich, beherrſcht Brolio, mit Mauern, Turm und Fallbrücke wohl verſchloſſen und bewehrt, auf felſigem Vorſprung aus ſeinen Gärten ragend, das herrliche Tal, in dem Siena liegt. Hierher hatte uns Ricaſoli, des Jahres, das er mit ſeiner Familie während der Unruhen von 1848 und 1849 in Zürich zugebracht hatte, freundlich eingedenk, zu ſich eingeladen, ſobald er unſeren Aufenthalt in Rom erfuhr.

In Zürich hatte ſich einſt der Baron Bettino Ricaſoli in unauffälliger Einfachheit mit den Seinigen ſo republikaniſch eingerichtet, er war derart in der Aufgabe, ſeine einzige Tochter zu erziehen und zu unterrichten, aufgegangen, daß wir daraus unmöglich auf die Stellung ſchließen konnten, die unſeren edeln Hausfreund in ſeiner italieniſchen Heimat auszeichnete.

Er gefiel ſich in der ſchweizeriſch-bürgerlichen Umgebung, deren Vergangenheit er aus Johannes

von Müllers berühmtem Geschichtswerke kennen gelernt hatte. Dennoch wandelte er unter den bescheidenen, klugen und nüchternen Zürchern jener Tage als ein seltsamer Idealist umher. Erst später aber wurde es uns Geschwistern bewußt, daß er nur darum an uns Schweizer von heutzutage den Maßstab unserer Väter aus der Zeit Winkelrieds und der Kriege mit Karl dem Kühnen legte, weil er eben selbst nach seiner inneren Gestalt mehr zu den alten Florentinern der Vorzeit paßte als in die liebenswürdig-leichten Lebensformen des damaligen Großherzogtums Toskana. An die stolzen Büßer, denen Dante an den jenseitigen Gestaden auf seiner Wanderung durch die Reinigungskreise begegnet, erinnerte er trotz seiner Versuche, die zürcherischen Sitten und Gebräuche unserer Jugendzeit anzunehmen. Und doch tat er darin sein möglichstes. Hoch, stählern, elastisch, mager von Gestalt und Gesichtszügen, ging er täglich durch unsere Gassen. Von den Dingen, wie sie in der Welt sind und anderen behagen, schien er wenig befriedigt. Es trat bei ihm ein starker stoischer Zug mit ironischer Beimischung hervor. In das, was ihm mißfiel, sich zu fügen, war er indessen keineswegs gesonnen, sondern innerlich getrieben, es zu ändern mit Biegen oder Brechen. Da er aber damals, wenigstens bei uns, nicht von Politik sprach, wir eigentlich nichts von seinem öffentlichen Leben wußten, so fragten wir uns: was ist das Ziel dieser konzentrierten Energie? Unsere Mutter

fühlte, daß es großer Aufgaben, ſie meinte ſogar, großer ihm auferlegter Opfer bedurfte, um dieſe nach Übung ihrer Spannkraft begehrende Seele zu befriedigen. So war ſie denn nicht überraſcht, als der Baron Bettino, mit dem ſie nach dem Aufenthalte ſeiner Familie in Zürich Briefe wechſelte, ihr, bald nachdem er ihr den Tod ſeiner ſanften Frau und die an ihrem Sterbebette erfolgte Vermählung ſeiner Tochter gemeldet hatte, aus der Nähe von Groſſeto in den toskaniſchen Maremmen ſchrieb, er habe dort einen großen Strich ſumpfigen, fieberausdünſtenden Landes erworben und ſich mit einer Schar ſeiner Landarbeiter und einer Anzahl neuer, aus England bezogener landwirtſchaftlicher Maſchinen ſelbſt an Ort und Stelle niedergelaſſen, um den ungeſunden Boden ertragreich und bewohnbar zu machen. Er hatte ſeinem Briefe eine ſelbſtentworfene kleine Skizze ſeiner damaligen Wohnung beigefügt, eines maleriſchen, verfallenen Gemäuers. Seither hatten wir nur durch die Genfer Freunde, die ihm auch den Tod unſerer Mutter mitgeteilt hatten, wieder von ihm gehört.

Nun aber ſaßen wir in ſeinem Wagen und fuhren durch das blühende Gefild den Gebirgsabhängen zu.

„Iſt es noch weit nach Brolio?“ fragte mein Bruder den Kutſcher, als Siena ſchon in der Ferne hinter uns lag.

„Sie ſind auf dem Gebiete von Brolio,“ war die Antwort, und nachdem wir noch eine Weile

gefahren, ſetzte er hinzu: „Der Herr von Brolio kommt Ihnen entgegen.“

Ja, da kam er, unſer ernſter Freund, den wir ſo lange nicht geſehen, auf ſeinem braunen, ſchlanken Engländer herangeritten! Wir freuten uns herzlich des Wiederſehens.

Er war, ſeit er ſeine liebliche Frau begraben hatte, ein vereinſamter Mann; wir hatten ſeit ſeinem letzten Beſuche in Zürich unſere geliebte Mutter verloren. So war es natürlich, daß der erſte Tag auf dem einſamen, hell vom Frühling umblühten Schloſſe dem Andenken der früheren Tage galt und der Erinnerung an die Entſchwundenen, die uns lieb geweſen. Von ihnen redeten wir auf der weitſchauenden, von Bäumen beſchatteten Terraſſe und im Empfangszimmer, einer auf dieſen Garten ſich öffnenden Loggia, die mit zwei Marmorgruppen eines neueren Bildhauers geſchmückt war, von denen die eine „la famiglia“ oder eigentlich die Mutterliebe, und die andere die „Erziehung“ oder den Unterricht eines jungen Menſchenkindes darſtellte.

Bald aber ließen ſich die Strömungen der Gegenwart ſpüren. Die Rombegeiſterung meines Bruders mochte dem Baron Ricaſoli befremdlich erſcheinen. Wir kamen aus der ewigen Stadt als Dilettanten im reinſten Sinne, als ſolche, die von ihrer Größe und Schönheit tief ergriffen waren. Er aber betrachtete die Säulen des Kapitols und die Triumphbögen der Via ſacra, deren

Aquarellbild, von seiner Tochter gemalt, in dem kleinen Familienzimmer hing, mit ganz anderen Augen: mit den vorwurfsvoll-strengen Blicken eines Cato oder, besser verstanden, mit der fordernden Glut des an den Türen seines Grabes rüttelnden, erneuerungsdurstigen Italiens.

Wir, die er als schweizerische Republikaner und als Protestanten ehrte, obgleich er weder Republikaner noch Protestant war, wir verloren uns in Kunstgenuß, während er in Tagen lebte, da für ihn und sein Italien alles auf dem Spiele stand. Es öffnete sich damals vor ihm die tatenreiche Epoche seines Lebens. Zwei Jahre später durfte er sein Toskana als Diktator dem ersten Könige von Italien zuführen. Unter dem Titel eines Gouverneurs des früheren Großherzogtums legte er in feierlicher Audienz zu Turin das Dokument des zustimmenden Plebiszits der toskanischen Bevölkerung in die Hände Viktor Emanuels.

Noch erinnere ich mich des Augenblicks, da wir uns zum ersten Male bewußt wurden, daß er auf seiner Heimatserde ein anderer oder daß, seit wir ihn in Zürich gesehen, eine Wandlung mit ihm vorgegangen war.

Es war am ersten Abend unseres Aufenthalts in Brolio, eben auf jener schmalen, vor der Fassade des Schlosses sich dehnenden, hochgemauerten Terrasse mit den dunkeln Zypressen und Lorbeerbüschen. Alles ruhte in der lichtesten Mondnacht. Die sanften Linien und feinen Farbenübergänge der

toskaniſchen Landſchaft, die uns im Gegenſatze zu der römiſchen, die dunkler und ernſter leuchtet, ſchon bei Tage aufgefallen waren, lagen von ſilbernem Dufte überfloſſen, verſöhnt und aufgelöſt in tiefſtem Frieden.

Wir hatten ein paar hölzerne Gartenſitze an die Stelle gerückt, wo der Blick auf das Tal und das tief unten liegende Siena bezaubernd war. Vor uns auf der Mauer, dem Lichte den Rücken zuwendend, hatte ſich unſer Gaſtfreund niedergelaſſen. Es war dasſelbe ſcharfe Profil, die gleiche hohe hagere Geſtalt, mit der wir in ſchweizeriſcher Umgebung vertraut geworden waren. Derſelbe und doch auf ſeinem eigenſten Grund und Boden, den er ſich ſelbſt geſchaffen hatte, ein anderer Mann.

Etwas feierlich und lehrſam kam er uns noch immer vor, aber unter dieſer Form glühte ein anderer Inhalt. Mein Bruder äußerte die Vermutung, daß der erſte Pariſer Aufenthalt des Barons in die Zeit der Julirevolution falle, und fragte, ob der Einfluß der Ideen Giobertis in Italien ein großer und dauernder geblieben ſei. Er bejahte . . . „Doch mehr als die Ideen Giobertis erfüllten mich die herrlichen Gedanken Rosminis. Es iſt ſeine Philoſophie, ſeine Perſönlichkeit, die mich am meiſten beeinflußte . . .“ Dann ſprach er von den Genfer Bekannten, von Profeſſor Erneſt Naville, den er durch einen gemeinſamen Freund, den Abbate Rafaello Lambruſchini, kennen

gelernt hatte, und den wir alle drei herzlich verehrten.

„Ich freue mich auf sein Buch über Maine de Biran, das nun erschienen sein wird," sagte ich.

„Er hat mir seinen Maine de Biran schon zugeschickt. Er ist hier und zu Ihren Diensten, wenn Sie darin lesen wollen."

„Nicht vor Ihnen. Was sagen Sie zu dem Buche?"

„Ich kann es bei aller Teilnahme an Navilles Interessen jetzt nicht vornehmen. Philosophie! Eine schöne Sache. Was nützt sie mir heute!" sagte er mit verhaltenem schmerzlichem Zorn. — „Heute, da ich mich, schon ein alter Mann" — er war ein hoher Vierziger — „mit allem Feuer meiner Leidenschaft nach dem vorgesteckten Ziele strecke! Ob ich es noch erreiche? — Was nützt mir der ideale Staat Platos, wenn ich auf diesem irdischen Boden den wirklichen Einheitsstaat, das von den Fremden unabhängige Italien begehre!" —

Er empfand den Antrieb, sich gegen uns, die jungen schweizerischen Freunde, über die geheim sich vorbereitenden kommenden Ereignisse rückhaltslos auszusprechen, wie er es wohl auch in Genf mit einzelnen Bekannten in aller Sicherheit hätte tun können. Er zählte auf Verständnis und schweigsame Teilnahme. Und er konnte es.

Italienische Politik trieb damals in der Schweiz niemand. Ricasolis Freunde, Philosophen und Historiker, behaupteten ihm gegenüber bei

voller Teilnahme an seinen persönlichen Erlebnissen einen ruhigen, neutralen, durchaus unabhängigen, wenn nicht skeptischen Standpunkt.

Er seinerseits fühlte sich ihnen überlegen im Bewußtsein seiner hohen Ziele und seines eisernen Willens. Es lag in seinem Charakter eine stolze Aufopferungslust, die mit einer dem gewöhnlichen Schlage der Mitlebenden unheimlichen Furchtlosigkeit verbunden war und ihm diese entfremdete. Es wurde ihm im allgemeinen mehr Ehrfurcht als Zutrauen entgegengebracht. Sicherlich gegen seinen Wunsch und Willen; denn er war allen, die von ihm abhingen, ein gerechter und vorsorgender Herr. In der Schweiz traf er auf widerstandsfähigere oder, wie er sich sagen mochte, einfachere Naturen. Wir kannten seine italienischen Verhältnisse wenig und nahmen ihn, wie er sich gab. Ich glaube, er dankte dies seinen Schweizer Freunden. Er fühlte sich wohl unter ihnen, weil sie seine strenge Gemütsart nicht fürchteten.

Seine Vorliebe für die Schweiz war indessen eine widerspruchsvolle. Er liebte das alte republikanische Staatswesen mit den von den Vorvätern ererbten freien Verfassungen. Er liebte die mit der Kleinheit unseres Vaterlandes, wie er annahm, unmittelbar zusammenhängende patriarchalische Einfalt der Sitten, die er uns zuschrieb. Aber er war fern davon, eine republikanische Verfassung für sein Italien zu wünschen, wußte er doch, daß die Einheit Italiens nur in fester monarchischer Form,

nur unter dem Schilde des Hauſes Savoyen gedeihen und dauern werde. Es lagen Elemente in ſeiner geraden und unbeugſamen Natur, die ihn mit Macht zum Proteſtantismus hinzogen. Dieſer jedoch ſchien ihm für die Italiener ſeines zukünftigen Einheitsſtaates als Schisma gefährlich. Noch abholder war er freilich dem Papſttum als weltlicher Macht, denn er begehrte Rom als Hauptſtadt und Mittelpunkt des erſtandenen geeinten Italiens.

Wie fern und unmöglich ſchienen uns im Mai 1858 dieſe nun erfüllten Dinge! Nicht, daß wir ſie nicht verſtanden hätten. Ich denke aber, damals auf der Schloßterraſſe von Brolio und unter den Ölbäumen des Valdarno, wo uns in jeder Hütte, die wir mit dem „Illustrissimo“ betraten, reife Kirſchen und blühende Roſen geboten wurden, hörte mein Bruder den feurigen politiſchen Auseinanderſetzungen unſeres ſtolzen Freundes zu, wie wenn er den Plan eines hiſtoriſchen Dramas vor ihm entwickelt hätte. Der Dichter hatte ſelbſt mit ſeinen dreiunddreißig Jahren noch ſo wenig praktiſchen Erfolg zu verzeichnen, daß er wohl die Ausführbarkeit der ihm vorgelegten großartigen Umwandlungspläne im ſtillen in Frage zog. Ricaſoli aber ſtand nach langen Jahren der Arbeit vor der Entſcheidung und glaubte.

So machte es ihm Freude, den erſtaunten Augen ſeiner jungen Gäſte ſeine weiten und wohlregierten Beſitzungen auf der ſchönen toskaniſchen

Erde im Frühlingsglanze zu zeigen und zugleich das Bild ſeiner großen patriotiſchen Erwartungen vor ihnen aufzurollen.

„In Rom habe ich vor kurzem Beſitz erworben,“ ſagte er. „Obſchon es heute unmöglich iſt, daß ich dort wohne oder baue, wollte ich vorläufig feſten Fuß faſſen auf römiſcher Erde.“

Achtzehn Jahre ſpäter, nach der Verheiratung meines Bruders, brachte ich, mit Malſtudien im Atelier einer Jugendfreundin beſchäftigt, einen Winter in Florenz zu. Der Baron Ricaſoli war in Rom, wo das Parlament tagte. Bei einem flüchtigen Aufenthalt in Florenz beſuchte er mich. „Sie kommen doch vor Ihrer Heimkehr nach Rom? Auf Wiederſehen in Rom!“ verabſchiedete er ſich.

Es lag ihm daran, mir die ſchöne Stelle zu zeigen, wo er nun nach vollendetem Lebenswerk in ſeiner römiſchen Villa wohnte. Einſam und ein Fremdling unter dem ſpäteren, beweglicheren Geſchlecht war er auch dort. Das geſchmackvolle Landhaus, das er ſich am Janiculus in nächſter Nähe der herrlichen Villa Doria Pamfili gekauft und ausgebaut hatte, lag zwiſchen Gebüſchen und Raſenplätzen hinter dem wogenden Laubgrün einer dichten, zum Periſtil aufſteigenden Allee alter Bäume verborgen. Unten trat man,

wie im Palaſt zu Florenz, in ein paar einfach und vornehm ausgeſtattete, ſtille, öde Empfangsſäle. Der Baron ſelbſt wohnte, wie auf ſeinem Schloſſe Brolio, im Turme. Da hatte er ſich, eines über dem anderen, zwei lichte, helle Rundzimmer nach ſeinem Geſchmacke mit leichten Lederſitzen und Rohrſtühlen eingerichtet vor einer über alle Beſchreibung ſchönen Ausſicht. Er führte mich noch eine Treppe höher auf die Plattform ſeines Turmes.

Ein wunderbarer Rundblick auf Rom und die Campagna in der Abendſonne tat ſich vor uns auf. Beinahe derſelbe, wie er achtzehn Jahre früher meinen Bruder entzückte, als er mit mir von den Schattengängen der Villa Doria Pamfili auf die in Abendglut liegende Stadt mit ihren großen Ruinen hinunterſchaute und ausrief: „Wenn ich daheim krank werde, ſo komme mit mir zurück an dieſe Stelle — hier wäre es ſchön zu ſterben.“

Der Eindruck ernſter Größe war derſelbe, obſchon ſich Rom vor zehn Jahren in die Hauptſtadt Italiens verwandelt hatte. Pio Nono war der von ehrfürchtigen Pilgerzügen aus allen Ländern beſuchte und mit Opfergaben beſchenkte „Gefangene“ des Vatikans geworden. Im Quirinal reſidierte der König Viktor Emanuel. Man traf keine geiſtlichen Orden und Würdenträger mehr, in roten und violetten Faltenwürfen einherſchreitend, in der ſtillen Straße, die nach der Porta Pia genannt war; ihre von Pinien überragten Garten-

mauern hatten den Reihen großstädtischer Miethäuser Platz gemacht; sie hieß auch nicht mehr Via della Porta Pia, sondern Via del venti Settembre. Auf einer anderen Seite der Stadt hauste in einer bescheidenen Villa der alte Garibaldi mit seiner Kinderfamilie und nahm willig Blumen und Ansprachen entgegen, die auch ihm, insbesondere von reisenden Damen, dargebracht wurden, von Touristinnen, die nicht wollten in Rom gewesen sein, ohne, wenn immer möglich, den Papst und auch den General Garibaldi gesehen zu haben.

Dort drüben aber inmitten der Stadt auf Monte Citorio beriet das italienische Parlament.

Das war nicht mehr das alte Rom der Künstler, wie es Goethe gekannt oder auch noch der herrliche alte Professor Preller aus Weimar, der damals zum letzten Male mit seiner liebenswürdigen Familie den Winter in Rom verlebte. Ein gütiges Geschick hatte mich in dasselbe italienische Haus, die pensione del Monte Pincio, und die freundliche Einladung seiner Frau an dieselbe liebe „deutsche Ecke" des Speisesaals gebracht. Es war nicht mehr das Rom seiner Jugend; aber es war, wie der Maler der Odyssee sagte, „wenn nicht dasselbe wie früher, doch immer Rom und immer mit keiner anderen Stadt zu vergleichen". — Noch war es nicht der Punkt, wohin alles Leben Italiens strömt, und von dem es ausströmt, der es heute, wieder nach einem Vierteljahrhundert, geworden sein mag. Es befand sich damals in einer Über-

gangsperiode und machte den Eindruck einer großartigen Fremdenstadt.

Der Baron Ricasoli stand auf der Zinne seines über die Baumkronen ragenden Turmes, erklärte mir die Bergzüge des Sabinergebirges, wies auf die Umrisse des Apennins und den fernen, glänzenden Streifen des Meeres.

Er sprach von einst und jetzt. Er hatte seine Ziele erreicht und schaute auf die Bahn zurück. Von der Entwicklung der italienischen Politik fürchtete er nichts, obgleich sie ihm damals nicht überall zusagte. Er hoffte das Beste und nannte mit Vertrauen und Zuversicht die Namen Quintino Sella und Ruggiero Bonghi.

Das Rom, das im Abendlicht vor uns lag, erschien mir wie eine unbezwingliche Macht der Vergangenheit. Über die unabsehbaren, mit Frühlingsgrün überdeckten Hügelwellen der römischen Campagna mit ihren Ruinen, Gräbern und Aquädukten hinschauend, brach ich in die Worte aus: „Es ist nicht leicht, an die auch nur ein halbes Jahrtausend lange Dauer einer Dynastie oder einer Staatsform zu glauben hier, wo der Blick auf diesem grün wogenden Meere ruht, in dem Schichten auf Schichten von Völkern und Generationen begraben liegen. Es ist, als ob seine Fluten die kleine, kurze Gegenwart immer wieder wegschwemmten.“ — „Wohl,“ sagte er, „doch tragen uns diese Wogen einem Ziele zu. Schlimme Anzeichen der Zersetzung, kleinliche

Spaltungen ſind ja vorhanden. Vielleicht kommen Umwälzungen. Es hat nichts zu ſagen. Laſſen wir ſie kommen. Ich glaube an einen gerechten Staat der Zukunft. Ich glaube auch an den Endſieg einer einigen, reinen Kirche, denn ich glaube an Chriſtus.“ —

Dabei bewegte er die Hand, als ob er ſie beteuernd an den Schwertgriff legte.

IX.

Im Leben des Dichters bereitete sich langsam eine Neugestaltung innerer Entwicklung vor. Es kommt für ihn eine Zeit sich konzentrierender Arbeit, die annähernd das Jahrzehnt zwischen der Befreiung Italiens und dem Deutschen Kriege füllt. Diese Wegstrecke in Conrad Ferdinand Meyers Leben beginnt mit seiner Romreise, an ihrem Schlusse steht der Markstein seiner ersten größeren Dichtung: „Huttens letzte Tage".

Es sind Jahre allmählicher und vollständiger Wandlung. Er befestigt sich nach und nach zu entsagungsvoller Unabhängigkeit seines Schaffens. Wurzel und Stamm des frei und allein stehenden, dem Sturme ausgesetzten Baumes werden kräftig. Kaum noch sichtbar setzen Früchte sich an, und sie reifen langsam.

Als ein Unentschlossener in Bezug auf seine menschlichen und künstlerischen Ziele ist er in jene Epoche eingetreten, als ein mannhaft das Recht seiner individuellen Eigenart Behauptender geht

er daraus hervor. Ich könnte jenen Zeitpunkt die Sommerſonnenwende ſeines Lebens nennen. Jetzt erkennt er ſeinen Dichterberuf und ergreift ihn als ſeine Lebensarbeit. Es wird ihm damit heiliger Ernſt, denn er fühlt, es iſt für ihn ſpät geworden und es gilt die Stunde zu nützen.

So lange unſere Mutter lebte und die erſten Jahre nach ihrem Tode hatte er noch rückwärts geſchaut. Er verſuchte es damals, die alten Verbindungen mit den elterlichen Lebenskreiſen wieder herzuſtellen. Er hoffte durch ein ſpätes Fachſtudium den Doktorgrad, und damit die gewünſchten Beziehungen zur heimatlichen Univerſität zu erlangen. Allein es wollte ihm nicht gelingen. Was er anzuknüpfen verſuchte, entglitt immer wieder ſeiner mehr willigen als energiſchen Hand. Auch die Arbeitspfade, die er vom Rate und der väterlichen Teilnahme ſeines Freundes Vulliemin unterſtützt, betrat, führten zu keinem weiteren, Erfolg verſprechenden Ziele. Der Weg hörte unverſehens auf oder wandte ſich zum Ausgangspunkt zurück. Zugleich zwang ihn die Poeſie mit gewaltigem Zauber. Sie litt es nicht mehr, zur Nebenbeſchäftigung herabgewürdigt zu werden.

Glückliche Veränderungen in unſerem väterlichen Verwandtenkreiſe veranlaßten den Dichter, der Wohnung im großelterlichen Hauſe zu Gunſten eines jungen Paares zu entſagen. Einmal, von der engſten Heimat getrennt, rückte er nun von Wohnung zu Wohnung, immer weiter vom Zentrum

der Stadt hinweg, immer tiefer in die grüne Stille des Seeufers hinaus.

Da stand er zuletzt abgelöst und allein. Es blieb ihm am Ende nichts mehr als nur sein schöner, sein ihm immer teurer werdender Dichterberuf.

Nach einer bezeichnenden Zeile für jene Zeit heißen Kampfes und glühend werdender Liebe zu der unvergänglichen Schönheit der Dichtkunst suche ich in den wenigen autobiographischen Aufzeichnungen Conrad Ferdinand Meyers vergeblich. Er verhehlt seine Narben, auch die ehrenvollen. So äußert er sich denn darüber nur in blassen und allgemeinen Andeutungen.

„In Zürich fast ein Fremdling geworden, hatte ich inzwischen meinen Haushalt aus der Stadt an den See verlegt," erzählt er[1]). Und anderswo, seiner zwei ersten Bändchen Balladen und Romanzen erwähnend[2]): „Diese Gedichte bezeichnen und schließen eine Lebensepoche ästhetischer Beschaulichkeit, mannigfaltigster, vielsprachiger Lektüre, verschiedener Interessen, ohne die Glut einer erwärmenden Parteinahme des Herzens, und vieler nachhaltiger Reiseeindrücke, deren stärkster neben der unwiderstehlichen Anziehung meiner heimischen Schneeberge, die alte Kunstgröße und der süße Himmel Italiens

[1]) Conrad Ferdinand Meyer. Eine litterarische Skizze zu des Dichters 60. Geburtstage von Anton Reitler.

[2]) Mein Erstling: „Huttens letzte Tage". Deutsche Dichtung. XI. Band. 7. Heft. Jan. 1891.

war. So hatte ich mich ohne öffentliche Tätigkeit in eine Phantasiewelt eingesponnen, und es konnte nicht ausbleiben, daß bei meiner übrigens kräftigen Natur dieses Traumleben ein Ende nehmen mußte und ich zu einer scharfen Wendung bereit war, etwa wie sie der Rhein bei Basel nimmt . . ."

So war er bestrebt, was er biographisches über sich selbst schriftlich niederlegen mußte, in reservierter Haltung dem Verständnis der ihn umgebenden Außenwelt anzupassen. Unter vier Augen jedoch gestand er: „Mein Lebenslauf ist im Grunde unglaublich merkwürdig. Wie werden sie einst daran herumrätseln! — Nur du könntest ihn erzählen und du tust es nicht."

An den Fall, daß ich ihn überleben und an den ganz unglaubwürdigen, daß ich etwas über ihn niederzuschreiben veranlaßt werden sollte, haben wir niemals gedacht.

Von seinen Kämpfen und der darin reifenden Energie seines Geistes, von dem Entweder-Oder, das damals in seiner Seele auswuchs, verraten seine für die Öffentlichkeit bestimmten, biographischen Notizen wenig. In seinen Gedichten aber quillt das warme Blut der noch nicht zugeheilten Narben zu Tage. In einem seiner innigsten Lieder nennt er sich den, „der erstarkt in Kampf und Wunden". Daneben steigt auch der ins Brevier geschriebene Wahlspruch seines „Heinrich Guise" erinnerungsvoll vor mir auf. Wie warm aus innerster Seele entstand und strömte jenes Gedicht:

. . . . . .

Sie ſenkte des beträuten Auges Glanz —
In kühnen Zügen ſtand der Spruch vor ihr
Umrankt von einem üpp'gen Blumenkranz:
Mourir ou parvenir!

Am perſönlichſten aber ſchaut mich dieſer innere Conrad Ferdinand Meyer aus den humorvollen Zügen ſeines Camoens an.

Camoens, der Muſen Liebling,
Lag erkrankt im Hoſpitale.
In derſelben armen Kammer
Lag ein Schüler aus Coimbra,
Ihm des Tages Stunden kürzend
Mit unendlichem Geplauder.

„Edler Herr und großer Dichter,
Was ſie melden iſt es Wahrheit?
Daß geſcheitert eines Tages
Am Geſtad von Koromandel
Sei das undankbare Fahrzeug,
Das beehrt war Euch zu tragen?
Daß Ihr kämpfend in der Brandung,
Mit der Rechten kühn gerudert,
Doch in ausgeſtreckter Linken,
Unerreicht vom Wellenwurfe,
Hieltet Eures Liedes Handſchrift?

Schwer wird ſolches mir zu glauben.
Herr, auch mir, wenn ich verliebt bin,
Sind Apollos Schweſtern günſtig;
Aber ging es mir ans Leben,
Flattern meine ſchönſten Verſe
Ließ ich wahrlich mit dem Winde,
Brauchte meine beiden Arme!“

Antwort gab der Dichter lächelnd.
„Solches tat ich, Freund, in Wahrheit,
Ringend auf dem Meer des Lebens!
Wider Bosheit, Neid, Verleumdung
Kämpft ich um des Tages Notdurft
Mit dem einen dieser Arme.

Mit dem andern dieser Arme
Hielt ich über Tod und Abgrund
In des Sonnengottes Strahlen
Mein Gedicht die Lusiaden,
Bis sie wurden, was sie bleiben.

Am Schlusse dieser vorbereitenden Jahre, in denen der Dichter selbst *wurde*, was er nach seiner inneren Anlage und Bestimmung *war*, und was er blieb, steht sein Hutten. Ja, dieses Gedicht zeigt deutlich die Übergangsphasen von resignierender Beschaulichkeit zu freudiger Parteinahme und Tatenlust. Der Dichter erwacht und ersteht in seinem sterbenden tapferen Helden und den Gestalten einer großen Vergangenheit, die er selbst zu neuem Leben erweckt.

„Ich bin zu jener Zeit," so erzählt C. F. Meyer, „ein wanderlustiger Mensch und ein froher Ruderer und Schwimmer gewesen. So blieb mir kein Fleck unseres Seespiegels und seiner schönen Ufer unbekannt, am wenigsten das unweit meines damaligen Wohnsitzes gelegene Eiland der Ufenau, welches den doppelten Reiz lieblicher Stille und einer großen Erinnerung besitzt. Oft bin ich bei den zwei Kirchlein gestanden, die auf dem nördlichen Wiesengrate über einem das Ufer einfassenden Kranze von

Eichen und der grünen, die Insel bildenden Mulde den Höhepunkt der Ufenau bezeichnen . . . So wurde ich auf der Insel heimisch und geschah es, daß Hutten, dessen Leben ich genau kannte, nicht als der Freiheitskämpfer, sondern als ein Stiller und Sterbender in den sanften Abendschatten seiner Insel meinem Gefühle nahe trat und meine Liebe gewann . . .

Inzwischen vergrößerten sich die Zeitereignisse . . . Hutten fing an in mir zu leben. Er war in den Vordergrund meiner Seele getreten. Aufs tiefste ergriff mich jetzt der ungeheure Kontrast zwischen der in den Weltlauf eingreifenden Tatenfülle seiner Kampfjahre und der traumartigen Stille seiner letzten Zufluchtstätte. Mich rührte sein einsames Erlöschen, während ohne ihn die Reformation weiterkämpfte. Wieder erfüllten sich große Geschicke in Deutschland, und der ohne Grab und Denkmal unter diesem Rasen Ruhende hätte seine Lust daran gehabt, denn auch er hatte von der Einheit und Macht des Reiches geträumt.

Ich getraute mir Huttens verwegenes Leben in den Rahmen seiner letzten Tage zusammenzuziehen, diese füllend mit klaren Erinnerungen und Ereignissen, mit einer ganzen Skala von Stimmungen: Hoffnung und Schwermut, Liebe und Ironie, heiliger Zorn und Todesgewißheit, — kein Zug dieser tapferen Gestalt sollte fehlen, jeder Gegensatz dieser leidenschaftlichen Seele hervortreten." —

Mir ist besonders eine unserer Kahnfahrten

nach der Ufenau als ein Wendepunkt in meines Bruders Beziehungen zu Huttens grüner Insel in Erinnerung geblieben.

Es muß im Spätsommer des Jahres 1870 gewesen sein, als wir uns an einem heißen Nachmittage in den weiten Kahn eines in der Bucht des Dorfes Schirmensee bei seinen Netzen beschäftigten Fischers setzten, um uns von ihm ruhsam über die schimmernde Wasserfläche in die kühlen Schatten des Inselchens hinüberrudern zu lassen.

Noch nie waren wir dort einem Fremden begegnet. Vielleicht wenn wir auf der Höhe beim Kirchlein auftauchten, kam einmal der Knecht des Klosterpächters herübergeschlendert und erbot sich das kleine Heiligtum zu öffnen. Oder mein Bruder redete einen die Kühe hütenden Buben an, und ließ sich den Schlüssel zum Aussichtspavillon des gnädigen Herrn von Einsiedeln geben, einem leichten Rundbau, dessen Fensterreihe einen herrlichen Ausblick über den spiegelnden See nach den St. Galler- und Glarnerbergen, und der in der Abendsonne glänzenden Burg Rapperswyl bot. So tat er auch diesmal.

Die Schneeberge erblichen, die Schatten dunkelten, als wir, an die Heimkehr denkend, aus der Türe des auf einer grünen Erhöhung stehenden Pavillons traten. Da blieb mein Bruder stehen, sah scharf nach der über den hügeligen Rasenwellen zwischen den Bäumen sichtbaren hölzernen Bank vor dem Pächterhause hinüber und beschleunigte

dann plötzlich seine Schritte. Er mußte in dem dort ruhig hinter seinem Abendtrunke sitzenden Fremdling ein ihm vertrautes Gesicht erkannt haben. Der Einsame war keine alltägliche Erscheinung. Mit einem grauen Mäntelchen von mittelalterlichem Schnitte und einem verwelkten Filzhute von gleicher Farbe angetan, sah die hagere schmale Gestalt mit dem langen greisen Barte einem Pilger nicht unähnlich.

Mein Bruder begrüßte ihn lebhaft und stellte mir ihn, den ich zum ersten Male sah, als seinen alten Lehrer vom Gymnasium, den Germanisten, Professor Ludwig Ettmüller vor.

Das zweite Wort galt dem, was beider größtes Interesse war, was damals aller Deutschen Herz erfüllte — den Nachrichten von der Kriegserklärung Frankreichs, von der Mobilmachung und dem Ausmarsch des deutschen Heeres, von den ersten Treffen an der Rheingrenze.

Ettmüller, der nach Pfäffikon zurückfahren wollte, um die Bahn des linken Seeufers zur Heimkehr zu benutzen, begleitete meinen Bruder zu unserem Kahn. Es war beider erste nähere Begegnung nach sehr langer Zeit und der Anfang eines freundschaftlichen Verkehrs, der auch von den gütigen Gastfreunden zu Mariafeld gepflegt wurde.

Ich glaube, es war nach jener Fahrt, daß spät abends in Küsnach der vergessene schwere Schlüssel zum ästlichen Pavillon aus des Dichters Rocktasche fiel.

X.

Am Winterabend, wenn der letzte rote Schimmer an den waldigen Höhenzügen aufgestiegen und verglommen ist; wenn auch die Habsburg, die auf ihrem ragenden Hügel mir von jenseits der Aare in die Fenster schaut und immer einen allerletzten schönen Tagesblick empfängt, in der Dämmerung verschwindet; wenn dann der Mond in scharfem Umriß heller und immer heller hervortritt, während tiefblaue, durchsichtige Nacht das schneebedeckte Tal füllt: dann kommen ungerufen die alten, lieben Erinnerungen vergangener Tage.

Während ich die Lampe in meinem mit verschiedenen Holzarten getäfelten Wohnzimmer auf den Tisch setze, tragen mich die Gedanken in einen ähnlichen Raum zurück, den ich einst mit meinem Bruder bewohnt habe. Zurück in ein altertümlich getäfeltes Stübchen am Zürcherſee, zurück in unsere Winterabende des Jahres 1871, in das darauf folgende blühende Frühjahr, in die Entstehungszeit von „Hutlens letzten Tagen".

Dort im alten Seehof zu Küsnach hatten wir eine geräumige, ſtille Wohnung gemietet, die uns durch ihre Lage wie durch die Einteilung und Tagesbeleuchtung der hohen Zimmer ſtark an die Räume des urgroßväterlichen Hauſes in Zürich gemahnte.

Kein Wunder! Denn die beiden Häuſer hatten einen und denſelben Erbauer, der Oberſt Lochmann geheißen und, von Zürcheriſcher Herkunft, zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges im Dienſte der Krone Frankreichs geſtanden haben ſoll. Sie hatten beide dieſelbe langgeſtreckte Bauart, ſtanden beide am Ufer, ihre ſchmale Giebelſeite mit den Luxuszimmern des hohen einzigen Stockwerkes den blauen Seefluten zugewandt. Das Landhaus in Küsnach, wohl das ältere der beiden — denn es trug auf dem ſteinernen Türbogen der in den Garten führenden Hauptpforte die Jahreszahl 1606 — hatte den Vorzug, daß ihm der volle Ausblick auf die ſilbern glänzende Seebreite mit ihren zarten Farbenübergängen und ſtets wechſelnden Stimmungen und auf das ſchöne jenſeitige Ufer unverkürzt und unbegrenzt bewahrt geblieben war. Dabei freilich hatte es unter einer Reihe verſchiedener Beſitzer und Bewohner andere Verluſte erlitten. Sein altertümlicher Skulpturenſchmuck in Holz und Stein war im Laufe der Jahrhunderte teilweiſe verſchwunden. Die Zier ſeiner goldgepreßten Ledertapeten hatte die Zeit geſchwärzt, oder ſie waren zerriſſen worden.

Das alte Haus war, vom See her gesehen, wie versunken in das dichte Grün ländlicher Obstgärten. Überall durchschnitten schmale, mit Fruchtbäumen gesäumte Wiesenpfade das Gelände, von dem es umgeben war. Seine Außenseite hatte auf jeden herrschaftlichen Anspruch verzichtet. Nur die drei außergewöhnlich hohen und breiten, dem See zugewandten Fenster des Mittelstockes fielen auf, zumal abends, wenn das mittlere der drei, hell erleuchtet, seinen Schein wie den kräftigen Glanz eines Sternes auf die nächtlichen Fluten hinauswarf.

Die Fenster links und rechts waren die der zwei großen nach Ost und West gerichteten Eckzimmer meines Bruders. Das helle Fenster in der Mitte aber bildete den Abschluß des langen, mit rötlichen Steinplatten belegten Korridors, der, einem Klostergange nicht unähnlich, die beiden Zimmerreihen teilte, und über den mein Bruder im Winter oder bei Regenwetter abends, seine Zigarre rauchend, auf- und niederzugehen pflegte. Er hatte eine Vorliebe für Hängelampen und mochte es gerne, daß unsere größte und hellste, in der Mitte des Ganges in Messingketten von der Decke herabhangend, seine Schritte beleuchtete. Er befahl, daß man sie frühzeitig anzünde, auch wenn er nicht zu Hause sei, damit ihr Schein ihn schon von ferne grüße. Er sah das bekannte Licht durch das Südfenster des Ganges, wenn er, auf dem Dampfboote von einem Ausfluge zurückkommend,

ſich auf dem Verdeck zum Ausſteigen anſchickte; durch das Nordfenſter, wenn er vom Dorfe her durch ſchmale, ſeewärts führende Seitenwege zwiſchen Wieſen und Feldern ſeiner Wohnung zuſchritt.

Gegen Norden lagen neben dieſem Wandelgange links unſer Eßzimmer mit der beſchränkteren Ausſicht auf Gärten und Äcker, Dorf und Kirche, rechts ein altertümliches Wohnſtübchen, meines Bruders Lieblingsecke, wo er mir abends das Beſte deſſen, was ihn gerade beſchäftigte, vorlas.

Es war mit uraltem, glänzendem Nußbaumholz getäfelt und trug in geſchnitztem Geſims und reizenden Fruchtgehängen noch viele Spuren ſtilvoller Schönheit. An der einen langen Wand ſtützten zierliche Säulchen einen geſchmackvollen Fries und teilten die breite Fläche in ſchöne, ſchmale Felder. Die ſcharfe, rechtwinklige Ecke zwiſchen den beiden Fenſterreihen war durch wohlerhaltenes Getäfel voll anmutigen Schnitzwerks abgeſchnitten und verborgen. An dieſer ſchmalen Querwand ſtand mein kleiner Schreibtiſch, über dem ein von Paul Deſchwanden gemaltes Lieblingsbild unſerer Mutter hing.

An dieſes Pult rief mich in jenen glücklichen Frühlingsmonaten mein Bruder ein- oder zweimal am Vormittage: „Komm, nimm ein Blatt und fixiere mir ſchnell ein paar eben entſtandene Hutten-Verſe!“

Selten hatte er ſie ſelbſt ſchon aufgezeichnet.

Die Stimmungsbilder gestalteten sich, während er, seine Verse mit leiser Stimme singend, in seinem Zimmer mit der Aussicht auf Huttens See und die Schneegebirge auf- und niederging.

Im Winter aber stellten wir abends die Lampe auf den ovalen Tisch in der warmen Ecke des braunen Wohnstübchens. Dort trat ein alter Kachelofen von eigentümlicher Bauart mit breiten Seitenwänden und schmaler Vorderseite weit in den Raum hinaus. Er mochte im Verlaufe der Zeit bei verschiedenen Änderungen an Höhe und Schmuck eingebüßt haben. Die noch vorhandenen, dem Berufe des Erbauers gemäß mit kriegerischen Emblemen, Schild und Schwert, Helm und Lorbeer, bemalten, in die Höhe strebenden Pfeiler der Fronte ließen auf einen früheren, dem Stile des Gemaches entsprechenden turmähnlichen Aufsatz schließen, von dem nichts mehr zu sehen war. Die in violetten, braunen und gelben Schattierungen auf bläulichen Grund gezeichneten Bilder auf den dicken Kacheln zeigten Risse und Flicke. Sie stellten alte Schlachten vor: Zweikämpfe im Vordergrund und ihnen zuschauend geharnischte Kriegerscharen, deren Helmreihen und Spieße durch perspektivisch nach dem Mittelpunkte sich verlierende Zickzacklinien angedeutet waren. Die Führer dieser Heere waren es wohl, deren Heldengestalten, in größerem Maßstabe mit besonderer Sorgfalt ausgeführt, einer über dem andern stehend, die beiden Pfeiler der Vorderseite zierten. So war es nicht nur das

ehrwürdige Alter unſeres Ofens, das Achtung gebot, ſondern auch ein gewiſſer Anſpruch auf hiſtoriſche Weltanſchauung, den er erhob. Fragwürdig war die Zuſammenſtellung der auf den Pfeilern in ſchwungvoller Haltung und in gleichmäßiger antiker Kriegertracht prangenden Heldenkönige. Es waren ihrer im Anfang wohl mehrere geweſen, und der allmähliche Ruin des alten Heizwerkes hatte ihre Reihe mit der Laune des Zufalls gemindert. Laut der gemalten Schnörkelſchrift zu ihren Füßen ſtanden vor unſerem Blicke: Alexander der Große, König David und Carolus Magnus. Der letzte Name ließ ſich nicht mehr entziffern — ſo iſt uns der vierte eine ungenannte Größe geblieben.

Am Winterabend, wenn ſtiller Schnee die Felder deckte, mußte dieſer alte Kachelbau noch einmal mit Brennmaterial gefüllt und die Glut mit langen, kräftigen Stößen geſchürt werden. Ich ſaß dann mit der Arbeit bei der Lampe und wartete auf meinen Bruder, deſſen regelmäßigen Schritt ich draußen auf dem hellen Gange auf und nieder wandern hörte.

Noch war der Tageslauf nicht zu Ende. Noch einmal erſcholl über die Schneefläche gedämpftes Hundegebell. Es kam noch der „Bote“, der damals jeden Morgen mit ſeinem blechgedeckten Handkarren, den ihm ein großer Hund ziehen half, die an der Seeſtraße liegenden Ortſchaften und Landhäuſer alle bedienend, nach Zürich ging und mit den vielen Botſchaften, die er pünktlich in wenig Worten be-

ſorgte, wieder heimkehrte. Der mit Einkäufen, Büchern, Zeitſchriften und ſonſt allerlei Erwünſchtem und Notwendigem Beladene war überall, wo er täglich zur gleichen ſpäten Stunde verkehrte, ein willkommener, oft ungeduldig erwarteter Mann.

Da kam er. Man hörte den ſtraffen Tritt auf der vom Flur heraufführenden Holztreppe, dann die kleine Schelle der Gangtüre. Schon empfing ihn mein Bruder und ließ ihn beim Scheine der Hängelampe ausrichten und auspacken, was er ihm brachte. Noch ein paar prüfende Blicke auf das Angelangte, dann flog die ausgerauchte Zigarre in den Aſchenbecher auf dem Wandtiſche, und mein Bruder wanderte ſeinem Arbeitszimmer zu, aber nur, um einen Augenblick ſpäter mit ſeinem Band „Ranke“ in der Hand wieder ins braune Wohnſtübchen zu treten. Dann rückte er ſich ſeinen Lehnſtuhl bequem zur Lampe und begann vorzuleſen.

Damals war es das Zeitalter der Reformation, in das uns die überſichtliche, klar auseinanderlegende und doch wieder unter hohe Geſichtspunkte zuſammenfaſſende Darſtellung des großen Hiſtorikers verſetzte. Sie feſſelte uns derart durch ihren ernſten künſtleriſchen Reiz, daß es meinem Bruder oft ſchwer wurde, das Buch zu ſchließen.

Eins aber haftet beſonders in meiner Erinnerung. Da, wo Ranke von den Ausſichten der bevorſtehenden Kaiſerwahl nach dem Tode

Maximilians I. und von den die deutschen Kurfürsten dabei beeinflussenden Beweggründen und Interessen redet und andeutet, die Möglichkeiten hätten eine Zeitlang so geschwankt, daß es den Anschein gewann, es könnte die Kaiserkrone Friedrich dem Weisen, dem Kurfürsten von Sachsen, angeboten werden — da verstummte mein Bruder, legte das offene Buch auf den Tisch und lehnte sich, von Gedanken übermannt, sinnend in seinem Stuhle zurück.

„Was hätte das Großes werden können!" rief er aus. „Ein deutscher Kaiser wie der Kurfürst Friedrich! . . . Ein Kaiserreich, geeinigt durch eine geistdurchdrungene kirchliche Reform deutscher Art! . . . Ohne Glaubenskriege, ohne blutige Kämpfe vereinigt in Macht und Herrlichkeit!"

Er schaute ganz ergriffen in diese Zukunftsferne, die sich doch nur einen Augenblick vor bald vier Jahrhunderten geöffnet hatte.

Sicher ist, daß für ihn die hervorragenden Träger deutschen Wesens, die seiner Seele bekanntesten Helden germanischen Stammes der Reformationszeit angehörten. Sei es Rankes Einfluß, sei es das Gefühl des Schweizers, der sein Vaterland zur Zeit der Reformation größer und durch seine Reformatoren mächtiger in die Weltgeschichte eingreifen sah als in jedem Jahrhundert vorher oder nachher, sei es ein anderes Element knapp geschlossener, schweizerischer Natur und nüchterner Artung: gewiß ist, daß ihm die Reformatoren und

die deutschen Fürsten ihres Jahrhunderts persönlich näher und in klareren Zügen vor ihm standen als das früher ihn unwiderstehlich anziehende, mit romantischem Zauber umwobene deutsche Kaisertum des Mittelalters.

Er stand in der Geschichte der Reformation auf festem heimatlichem Boden. Denn neben der großen Gestalt Luthers, neben den deutschen Fürsten und Reformatoren gehörten auch Zwingli und dessen milderer Gesinnungsgenosse, der Komtur Schmid in Küsnach, der mit dem Freunde in der Schlacht bei Kappel fiel, zu seinen Lieblingsgestalten, ich könnte sagen: zu seinem vertrautesten geistigen Umgange.

So kam es, daß nun, da das Deutsche Reich in Tat und Wahrheit nach schweren Kämpfen mit großer Gewalt der Waffen auferstand, C. F. Meyer als ein reifer Mann in freudiger Begeisterung seinen „Hutten" dichtete und nicht seinen Jugendträumen von der poetischen Verherrlichung der Hohenstaufenzeit Gestalt gab. Sein „Otto III.", sein „Konradin", sein „Kaiser Heinrich IV.", sein „Friedrich II.", die Traumgefährten seiner langen Abgeschlossenheit, traten in den Hintergrund seiner Gedankenwelt zurück. Schwebten sie mahnend und erinnernd wieder heran, so verwies er sie auf eine letzte, ganz ausgereifte und beschauliche Lebensperiode, die er sich vorbehalten glaubte.

Conrad Ferdinand Meyers Jugendgedanken über seine Hohenstaufenpläne hat er selber, schöner

als ich es irgend vermöchte, in ſeinem „Münſter“ ausgeſprochen. Der ſterbende Baumeiſter erzählt ſeinem Sohne, wie ihn einſt der Rat der Vaterſtadt mit dem Bau des Domes betraute:

. . . „Laß, junger Meiſter, frommen,
Was du erwandert haſt. Wohlan!
Entwirf uns eines Münſters Plan.“

Da ſaß ich auf in langen Nächten,
Zur Linken ſtanden mir und Rechten
Der Chriſt mit ſeiner Märt'rerſchar,
Die Kaiſer mit den Kronen gar,
Viel reine Frau'n und Helden gut,
Die nahmen mich in Zucht und Hut.
Wollt' ich in ſchwelgendes Verzieren,
In üppig Blattwerk mich verlieren,
Und opfert's nicht mit keuſchem Sinn
Dem Ganzen ſtreng ich zu Gewinn,
Gleich ſchlug ein altes Heldenbild
Erzürnt an ſeinen eh'rnen Schild,
Den Finger hob, das Haupt von Licht
Umrahmt, ein Heil'ger: Tändle nicht!
Das Amt, das dir zu Lehen fiel,
Das iſt ein Werk und iſt kein Spiel! . . .

Nach vollendeter Reife des Dichters wäre indeſſen aus dieſem mit den Jahren in ſeiner Seele ſich umgeſtaltenden Hohenſtaufenplane, um im Bilde zu bleiben, kein nordiſch-gotiſcher Dom geworden, der breite Steinmaſſen in ſäulenreichen Schiffen und Kapellen in lichte Höhen emporhebt, ſondern in gewachſener Erkenntnis des eigenen Künſtlerberufes, der eigenen Kraft und Aufgabe,

wohl ein ſchlanker Aufbau in der Art des Campanile von Giotto mit wenigen hohen Motiven in reinen Linien aufſtrebend, aber zugleich des belebteſten allegoriſchen Schmuckes in plaſtiſchen Gruppen und in den edelſten, fein ausgeführten Marmorreliefs nicht ermangelnd — ein über dem Gedränge des Tages ſchwebendes ſtilles Leuchten.

Im Jahre 1871 jedoch, im Seehof zu Küsnach, handelte es ſich nicht um dieſen fernen Abſchluß. Aus dem durch das Feuer der Kriegsjahre in Glut und Fluß gebrachten ſpröden Metall ſeiner poetiſchen Anlage formte ſich C. F. Meyers Erſtling: „Huttens letzte Tage“.

Dieſer Erſtling erwuchs in jenen geiſtig bewegten Tagen übrigens nicht wie C. F. Meyers ſpätere Werke, nach der feſten Zeichnung eines vorbedachten Planes, ſondern in der freudigen Schaffensluſt des Augenblicks aus lauter wie von ſelbſt entſtehenden Stimmungsbildern. Es lag ihnen von früher her nur ein altes Gedicht: „Der ſterbende Hutten“, zu Grunde, das mein Bruder für zu unfertig hielt, um es in die „Romanzen und Bilder“ aufzunehmen, und überhaupt nicht als druckfähig anſah.

Jeder Morgen brachte damals ein neues Gedicht. Schöne Zeit! Allwöchentlich mindeſtens einmal las Meyer ſeine Verſe den Freunden zu Mariafeld vor, wo Frau Eliza Wille die etwas ungelenken Gäſte mit liebevollem Entgegenkommen empfing und den Dichter durch die lebendigſte Teilnahme ermutigte,

während der geistvolle Dr. François Wille, der einst in schwierigen politischen Verhältnissen selbst ein tapferer Journalist gewesen war und den Ritter Hutten gern den ersten Journalisten nannte, Stachel und Sporn in freundschaftlicher Kritik nicht schonte.

Mehr als ein kleines Stimmungsgedicht, das damals entstand, wie der einem von Dr. Wille erwähnten alten thüringischen Schmiedebrauch seine Entstehung verdankende „Deutsche Schmied", erschien in deutschen Blättern. Der dritte Schlag dieses Schmiedespruchs gilt der deutschen Kaiserkrone:

. . . schmiede du die Treu'
Und unsre alte Kaiserkrone neu!

Erst in einer späteren Auflage hat C. F. Meyer diese Verse in „Huttens letzte Tage" eingereiht statt eines „Das Gewitter" überschriebenen Stimmungsbildes. Da blickte der kranke Hutten in die hinter Purpurwolken versinkende Sonne. Ihre letzten emporschießenden Strahlen bilden eine leuchtende Krone. „Möchte das glänzende Bild die aus Blut aufsteigende deutsche Krone vorbedeuten!" fleht der Einsame.

Verleih uns, Herr, ein evangelisch Haupt,
Von unsrer alten Kaiserzier umlaubt!

Welf, Wittelsbacher, Zollern gilt uns gleich,
Kommt er ein Retter nur dem Deutschen Reich.

Meyer hat später diese nachträgliche Prophezeiung künstlerisch als zu leicht erfunden und

ausgemerzt. Er zürnt mir nicht, wenn ich heute verrate, daß er, die Verſe vor ſich her ſingend, die Kaiſerkrone ſeiner Jugend vor ſich ſah; denn ſie lauteten zuerſt:

Sei Stauf er oder Zollern, gilt uns gleich,

als ob es keinen Dritten gäbe! Er vergaß ſeinen Hutten, dem er ſie in den Mund legte, in der Begeiſterung des Moments und auch ſich ſelber, der er doch jederzeit ein Schweizer war und ſeinem republikaniſchen Vaterlande in warmer Liebe angehörte.

XI.

Es war am Comer- oder Langensee,
Auf lichter Tiefe trug das Boot mich hin
Entgegen meinem ew'gen stillen Schnee . . .

Anfangs Juni 1858 strebte C. F. Meyer nach seiner Romfahrt, überwältigt von einer Fülle schönheitsreicher, großer Eindrücke und Gedanken, über den Langensee den kühlen Bergen der schweizerischen Heimat zu. Er war des täglich heißer aufsteigenden goldenen Sonnenglanzes müde und ließ sich, nachdem er in Arona das Dampfboot bestiegen hatte, über die Flut nach Magadino tragen, ohne nur die Borromäischen Inseln zu betreten, die wie ein geträumtes Paradies an ihm vorüberglitten.

Dann führte ihn der am Nordende des Sees bereitstehende Postwagen nach Bellinzona und in der Nacht bergwärts auf die St. Gotthardstraße. Das Morgenlicht fiel auf zwei rechts und links sie einfassende hohe Schneemauern, zwischen denen die schwere, gelbe Diligence zum Hospiz gelangte.

Von hier rollte sie abwärts längs der brausenden Reuß. Das Abendlicht sahen die Reisenden als rotglühenden Widerschein auf den Schneefeldern des Urirotstocks, als sie in wunderbarer Kühle über die tiefen, grünbeschatteten Fluten des Urnersees von Flüelen nach Luzern fuhren.

Daheim! Wie gut ruhte es sich aus in der behaglichen Herberge am Seegestade! Langsam und wie verhüllt durch die feuchtere Luft drang frühmorgens das Gespräch der Schiffer, die ihre Fahrzeuge rüsteten, zu den offenen Fenstern des Gasthofes herauf. Duftig und rein leuchteten die Bergspitzen. Der Dichter konnte dem Drange der Heimatluft nicht widerstehen, er machte sich mit der Schwester auf nach dem Rigi, um von der Höhe ringsum das liebe Land zu schauen und zu grüßen.

Er überschritt von dem Tage an kaum für längere Zeit mehr die Grenzen seiner schweizerischen Heimat, bis er vierzehn Jahre später noch einmal mit unvergleichbar vertieftem und geläutertem Kunstverständnis einen ganzen Winter in Venedig verlebte, der ebenso reich an freudiger Arbeit war wie an ruhigem Genusse.

Es ist bezeichnend für C. F. Meyer, daß er niemals nach Rom und Florenz zurückkehrte. Die mächtigen Eindrücke, die er dort empfangen hatte, versanken in die Tiefe seiner Seele und wurden immer mehr sein Eigentum. Sie verwandelten sich in sein eigen Fleisch und Blut, und statt sich zu

verwischen, bekamen seine Erinnerungsbilder in der Spiegelung seiner Phantasie, je mehr sie zeitlich in die Ferne gerückt wurden, um so mehr Klarheit und Harmonie.

Die langsame und vollständige Änderung seiner Arbeitsziele und seiner Arbeitsweise, die, soviel ich sehe, noch von keinem Beurteiler des Dichters erörtert worden ist, begann in Rom, als C. F. Meyer die „große Kunst", wie er sie nannte, die Kunst eines Michel Angelo Buonarotti, in Architektur, Skulptur und Malerei leibhaft vor sich sah. Fortan war er ein Glücklicher. Er war es trotz aller in ihm und außer ihm vorhandenen Bande und Hindernisse, weil er ein großes künstlerisches Ziel hatte, weil eine bestimmte Laufbahn unendlichen Ringens und Strebens sich vor ihm öffnete.

Die erste Wirkung, mit der die „große Kunst" in Rom auf seine zart organisierte Natur eindrang, war für sein Scharfgefühl eine Übergewalt. Er sträubte sich wohl anfangs dagegen, wie gegen alles mächtig und fremdartig über ihn Kommende, fast wie gegen einen Schmerz. Er erlitt ihre großen Eindrücke und schwieg. Ich erinnere mich nicht, daß er je einem gewaltigen Eindruck, solange dieser auf ihn einstürmte oder auf ihm lastete, in einem Gedichte vollen poetischen Ausdruck gegeben hätte. Versuchte er es dennoch einmal, so fand er später diese mageren „Skizzen" unzulänglich oder schwächlich und verbrannte sie. Der darin fixierte

Gedanke aber blieb in seiner Seele haften, um dann nach Jahren als ein ganz individuelles Gebilde voller Kraft und Schönheit wieder ans Licht zu treten, derart umgestaltet, daß nur dem Wissenden der erste Ursprung erkennbar ist.

Wie aber geschah diese innerlichste Künstlerarbeit? Darf ich mir getrauen, meiner Erinnerung an dies geheime Wirken Worte zu geben?

Mein Bruder sehnte sich von jeher, so zu dichten, daß durch sein Wort nicht Gedanken ausgedrückt, sondern handelnde Gestalten geschaffen würden. „Jeder Gedanke muß seinen schönen Leib haben," meinte er. „Nur keine grauen Theorien. In der Poesie muß alles in Schönheit eingetaucht sein."

Allem, was er in seiner drangvollen Jugend entwarf, mangelte nun gerade der durchgebildete Leib, das was er später „körperliche Schwere" nannte. In der Luft schwebende unbestimmte Schemen nur schufen seine ungeduldigen Versuche. Später geriet er, die Festigung seiner Gedanken suchend, ins Moralisieren. „Das ist wuchtiger, aber es ist noch nicht schön; es ist keine wahre Poesie," sagte er mit Recht. — Nun suchte er leichtere Formen, individuelleren lyrischen Ausdruck und gelangte dabei auf liebliche Pfade, die ihn wieder nicht zum erstrebten Ziele führten. Es entstanden zarte Stimmungsbilder, die ihm als zu dünn, zu gedankenhaft blaß seinem eigensten Wesen nicht zu entsprechen schienen. War denn keine

Erlösung aus diesem geschlossenen Kreise? Er sah keine und verlor den Mut.

Nun kam er nach Rom und sah die Sistina Michel Angelos. Diese Kunst traf ihn wie ein Lichtblitz. Buonarotti erschien ihm in seinen Schöpfungen als der größte Poet. Hier stand vor seinem Blicke, was er immer gesucht hatte: gewaltige Verkörperung großer Gedanken. Nicht daß er je daran gedacht hätte, es diesem kühnsten der Meister Italiens nachzutun oder sich auch nur von ferne für eine ähnliche Künstlernatur zu halten! Das war diesem gigantischen Menschen gegenüber ganz undenkbar. Aber es offenbarte sich ihm in Michel Angelo wie nie zuvor das große Geheimnis der schöpferischen Kunst. Bisher hatte er gesucht, die seine Phantasie fesselnden Dinge liebevoll abzuschreiben und sie mit seinem eigenen, noch erfahrungslosen Gedankeninhalt zu beleben. Er hatte sie nach eigenem Gutdünken idealisiert, das heißt ein wenig ins Schöne oder ins Häßliche übertrieben. Von nun an anders. Er wollte jetzt in den Sinn und Gehalt der Dinge eindringen, ihn in sich aufnehmen, bis er in seiner Seele lebendig würde, in sein eigenes Wesen überginge. Er wollte in die Tiefe der Dinge eingehen, in die Stimmung der Natur, in das Herz der Menschen, in den Gedanken ihrer Taten. Er wollte selbst darin leben. Das Bild, das er so gewonnen, wollte er in sich ausgestalten, nicht ruhen, bis es klar und individuell vor seinem inneren Blicke

ſtehe, und ihm dann erſt als Künſtler ſeinen wahren, neuen Körper geben. Die Flamme ſeiner Seele ſollte übergehen in ſein Gebilde. Das nannte er „ringen mit ſeinem Stoffe“. — „In der Poeſie muß jeder Gedanke ſich als ſichtbare Geſtalt bewegen. Es darf kein Raiſonnement, nichts gedankenhaft Beſchreibendes als unaufgelöſter Reſt übrig bleiben. Es muß alles Bewegung ſein und Schönheit!“ ſagte er mir oft.

Dieſes Geſetz ſeines Künſtlergewiſſens erklärt die ſpäteren Umwandlungen ſeiner Gedichte. Es konnte vorkommen, daß der Dichter einen alten Entwurf zum zweiten und dritten Male einer fruchtloſen Neugeſtaltung unterzog. „Ich habe den Stoff noch einmal in den Schmelztiegel geworfen. Er muß weiter glühen. Heute läßt er ſich nicht ſchmieden. Ich nehme diesmal einen anderen, weniger ſpröden,“ ſo drückte er ſich darüber aus. Er tat es ohne jede Entmutigung, weil er, ſeit er in Italien die „große Kunſt“ mit Augen geſehen, ſeiner poetiſchen Ziele ſicher war.

Dazu kam der Einfluß Jakob Burckhardts. Kann ich es Einfluß nennen? Der Dichter ſuchte ſich nach ſeiner Rückkehr von Rom über die Gewalten, denen er dort anheim gefallen war, klar zu werden. Er griff nach den Schriften ſeines Baslerischen Landsmannes und fand in dieſer kongenialen Natur den orientierenden Führer, deſſen er bedurfte. Burckhardts Tatſächlichkeit war es, die ihn im gegebenen Momente unmittelbar in das

Leben der Renaiſſance hinein verſetzte, um nicht zu ſagen hineinwarf.

Da es eine zu ſchwere Aufgabe für mich iſt, das dichteriſche Schaffen und Umgeſtalten, das meines Bruders Lebensarbeit und zugleich ſeines Daſeins ſtete Freude wurde, mit Worten, die nicht die ſeinigen ſind, zu beſchreiben, ſo muß ich ihn ſelbſt reden laſſen.

An den letzten Mondſcheinabenden, die er in Rom vor ſeiner Abreiſe verlebte, wanderte er noch allein an die Stätten, die ihm beſonders lieb geworden waren, und deren Eindruck er bewahren wollte.

Mit ſchriftlichen Zeichen feſtgehalten hat er nur zwei dieſer Eindrücke: den „ſchönen Brunnen" der Villa Borgheſe und einen Abſchiedsblick vom Ponte Siſto auf den „heiligen Tiber", den er mit der Überſchrift „Römiſche Mondnacht" in die „Romanzen und Bilder" aufnahm. Die kleinen Gedichte las er mir in Rom vor. Mehr Eigenes auszuſprechen war ihm damals unter der Wucht der römiſchen Eindrücke nicht möglich. Dieſe „Römiſche Mondnacht" blieb unter ſeinen Entwürfen in ihrer urſprünglichen Form liegen. Als er viele Jahre ſpäter ſeine lyriſchen Gedichte ſammeln wollte, rührte er an das Blatt, das ihm bleich und gedankenhaft erſchien; er verſuchte, es mit etwas römiſchem Abendgold, das er auf St. Peters Dom fallen ließ, zu färben, und ſagte zum Schluß:

Den Ernſt des Lebens nehm ich mit mir fort;
Den Sinn des Großen raubt mir keiner mehr;
Ich nehme der Gedanken reichen Hort
Nun über Land und Meer.

Doch er fühlte, daß er das eben nicht ſagen, ſondern durch die dichteriſche Tat zeigen ſollte. So ſah er den Verſuch, das kleine Gedicht zu ändern, als einen mißglückten an und nahm es in ſeiner erſten römiſchen Form unter die „Romanzen und Bilder“ auf:

Römiſche Mondnacht.

Ein feierliches Mondenlicht ergießt
Sich auf das ſchlummernde, das ew'ge Rom,
Kein Laut, und unter ſtillen Brücken fließt
Des heil'gen Tibers unerſchöpfter Strom.
Was ſich erbaute ſein Geſtad entlang
Und was zerfällt in Trümmer voller Pracht,
Verwächſt in ruhigem Zuſammenhang
Zu einer ernſten, friedevollen Macht.

Wie Wellen ſchweben Ungemach und Glück
Vorüber, keine gleitet mehr allein,
Verſchüchtert tritt das laute Heut zurück
In ſeiner Schweſtern leiſe zieh'nde Reih'n;
Die Stunde ſchämt ſich ihrer Ungeduld,
Wo ſtill Jahrtauſend an Jahrtauſend ruht,
Und es verſinkt des Tages Haſt und Schuld
In eines großen Lebens ſtete Flut.

Nun vergingen dem Dichter Jahre des ſtillen Umganges mit den ſchaffenden Geiſtern der Renaiſſance. Die in Rom empfangenen Eindrücke begannen jetzt, in ſeiner Seele ſelbſtändig wachſend,

ſich zu beleben. Der ſtille, ſchöne Winter in Venedig ſah den Dichter täglich in der Akademie oder in den Kirchen und an anderen Stätten, die den farbenleuchtenden Schmuck der großen venetianiſchen Malerſchule der Renaiſſance in ſich bergen. Er ſchrieb damals an ſeinen geliebten alten Freund, Profeſſor Louis Vulliemin: „Ich lerne hier unendlich viel auf Schritt und Tritt.“ — Tizians zugleich große und feine Auffaſſung der Individualität in ſeinen Bildniſſen zeigte ihm, wie hiſtoriſche Perſönlichkeiten darzuſtellen ſeien. Die großen Szenenbilder der venetianiſchen Schule gaben ihm Licht für die Kompoſition figurenreicher Bilder in großem Stile. Er wuchs in das Verſtändnis dieſer ſchönen, breiten Ausgeſtaltung einer edeln Gedankenwelt wie von ſelbſt hinein.

Die Verkörperung des Geiſtes, die den Dichter in Michel Angelos Werken als Größtes erfaßt, ihm aber unerreichbar geſchienen hatte, wurde ihm durch die einfache, befriedigte Ruhe in den Schöpfungen Tizians ſo nahe gebracht, daß ſie ihn zu ähnlicher Auffaſſung und Verarbeitung ſeiner hiſtoriſchen Stoffe auf dem Gebiete der Dichtkunſt mächtig reizte.

In dieſer Weiſe bildet der Winter in Venedig den Ausgangspunkt für alle ſpätere Arbeit C. F. Meyers. Er bot ihm die Maßſtäbe, zu denen er fortan immer wieder bei der Umarbeitung ſeiner alten Entwürfe zurückkehrte und an denen er ſeine neuen Kompoſitionen prüfte.

Als ihm nun beim Zuſammenſtellen ſeiner Gedichtſammlung nach Jahren die blaſſe „Römiſche Mondnacht“ mit ihren Gedankenreflexen wieder in die Hände fiel und der Eindruck, unter dem ſie entſtanden, größer und mächtiger in ihm auflebte, ſchnitt er ſie unbedenklich mitten entzwei. Die Gedanken darin wurden zu Perſonen. Die in den beiden Strophen nebeneinander fließenden Stoffe wurden getrennt und jeder kraftvoll in einem beſonderen Gedicht entfaltet und individualiſiert. Es entſtanden daraus: „Auf Ponte Siſto“ und „Chor der Toten“.

Auf Ponte Siſto.

Süß iſt das Dunkel nach Gluten des Tags! Auf dämmernder Brücke
Schau ich die Ufer entlang dieſer unſterblichen Stadt.
Burgen und Tempel verwachſen zu einer gewaltigen Sage!
Unter mir hütet der Strom manchen verſchollenen Hort.
Dort in der Flut eines Nachens Geſpenſt! . . . Iſt's ein flüchtiger Kaiſer?
Iſt es der „Jakob vom Kahn“, der Buonarotti geführt?
Gellend erhebt ſich Geſang in dem Boot zum Ruhme des Liebchens.
Horch! Ein lebendiger Mund fordert lebendiges Glück.

Chor der Toten.

Wir Toten, wir Toten ſind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!
Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr ſchwinget die Sicheln und ſchneidet die Saaten,

Und was wir vollendet, und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauſchenden Bronnen,
Und all unſer Lieben und Haſſen und Hadern,
Das klopft noch dort oben in ſterblichen Adern,
Und was wir an gültigen Sätzen gefunden,
Dran bleibt aller irdiſche Wandel gebunden,
Und unſere Töne, Gebilde, Gedichte
Erkämpfen den Lorbeer im ſtrahlenden Lichte.
Wir ſuchen noch immer die menſchlichen Ziele —
Drum ehret und opfert! Denn unſer ſind viele!

Nicht ſelten ſprechen ſeine Verſe ſelber von dieſem Geheimnis ſeines ſchöpferiſchen Dichtens. So, wo er in ſeinem „Penſieroſo" Michel Angelo über den Vorgang reden läßt, den man den Übergang der Seele des Künſtlers in ſein Gebilde durch intenſives, liebevolles Sich-hinein-Denken und -Hinein-leben nennen könnte.

Ein junger Mediceer, „der einzige der heitern Medici, der Schwermut kannte", iſt, nachdem Michel Angelo ihn im Selbſtgeſpräch belauſcht hat, geſtorben, „faſt unbemerkt".

. . . Nach einem Zeitverlauf
Beſtellten ſie bei Michel Angelo
Das Grabbild ihm und brachten emſig her,
Was noch in Schilderei'n vorhanden war
Von ſchwachen Spuren ſeines Angeſichts.
„So waren ſeine Züge," ſagten ſie.
Der Meiſter ſchob es mit der Hand zurück:
„Nehmt weg! Ich ſehe, wie er ſitzt und ſinnt,
Und kenne ſeine Seele. Das genügt."

Wie die Eindrücke der Gegenwart ſich nie unmittelbar zum Gedichte geſtalteten, ſondern,

um zum bildſamen Stoff zu werden, in der Seele des Dichters vorerſt verſinkend und untergehend, ſich verwandeln mußten, zeigt am deutlichſten ſeine kleine Dichtung „Engelberg“.

Über zehn Jahre waren vergangen, ſeit er den Titlis beſtiegen oder, träumend und ſelig die Reinheit der Lüfte atmend, auf dem Jochpaſſe an der Grenze des ewigen Schnees, zwiſchen den zarten Glocken der Soldanellen ins Moos geſtreckt, dem wie ferne, ferne Harfentöne klingenden Rieſeln der Gletſcherwaſſer zugehört hatte.

Da, im Süden, in der ſtillen Lagunenſtadt, überſtrömen ihn unaufhaltſam die Erinnerungen an das Bergtal und die fernen Alpenweiden. Halb improviſierend, mühelos diktiert er mir die melodiſchen Verſe, ohne vorher Erfindung und Einteilung des Gedichtes ſtark zu bedenken. Neben dem heimatlichen Zauber der fernen Alpen ſchwebt ihm dabei bald Tizians herrliche, andachtglühende Himmelfahrt der Madonna, bald ſchwebt ihm die unwiderſtehliche Anmut der muſizierenden Kinderengel Giambellinis vor. So große Freude aber dem Dichter das Entſtehen ſeines anmutigen venetianiſchen Geiſteskindes machte, ſo wenig befriedigte ihn ſchließlich deſſen vollendete Bildung. „Es iſt ewig ſchade,“ äußerte er ſpäter: „An Engelberg habe ich viele Schönheit gewandt; ich habe daran die unvergleichliche Stimmung des venetianiſchen Winters verſchwendet. Hätte ich das Gedicht doch ſchon im Anfang kräftig und lebensfähig vor-

gezeichnet und ihm eine feste Gliederung gegeben! Jetzt ist es, was es ist. Es fehlt darin das einheitliche Motiv und darum die einheitliche Wirkung." — So konnte der Dichter von seinem „Engelberg" sich innerlich nicht freimachen. Die Seele seines Bergtals hatte ihren vollen Ausdruck nicht gefunden und lebte in ihm fort. Das Gedicht konnte sich nicht, wie seine späteren Novellen, als geschlossenes Kunstwerk für immer von seiner Seele ablösen. Lieblich hatte er in dem Gedichte die wunderbare Feier einer reinen, duftigen Morgenfrühe festgehalten, den erwachenden Tagesschimmer auf dem Gletscherhaupte des Titlis mit den leichtschwebenden Nebeln und den zarten, rosig überhauchten Wölkchen. Die tiefen Töne dagegen der Bergnatur, ihre dunkle elementare Kraft, ihre schauerliche Übergewalt werden im „Engelberg" nicht fühlbar. Auch die das Alpental bevölkernden Menschen schweben traumartig. Sie ermangeln der stürmischen Leidenschaft sowohl als des scharfen, charakteristischen Gepräges. Sie leben kein volles Leben.

Seltsam bleibt es, daß C. F. Meyer dieser Dichtung ihre fließende Gestalt gab zur Stunde, da es ihm vor den Meisterwerken venetianischer Kunst und in neu erwachender Erinnerung an Michel Angelo vollkommen klar wurde, daß für seine Dichtkunst das einzige Heil in festester Gedankenmotivierung zu finden sei. „Engelberg" ist sein letztes, halb unbewußt entstandenes episches

Stimmungsgedicht. Aber die noch nicht durch volle Ausgestaltung erlöste Seele des Alpentals folgte seinen Schritten auch in die neue Schaffensperiode nach. Diese Seele ward größer und bewegte sich leidenschaftlich. Ihre Stimme klang tief und ernst wie das Tosen des Rheins in den Schluchten der Viamala. Sie gestaltete sich nach Jahr und Tag zur — „Richterin".

In C. F. Meyers „Engelberg" erzählt der Gemsjäger der aus dem Kloster entflohenen Angela, woher er kommt:

„Vernimm." Er deutet nach dem Lauf
Der unverwölkten Sonnenflamme,
Die durch die Tannen steigt herauf:
„Dort liegt das Land, aus dem ich stamme.
Wo wild der Rhein die Schlucht durchbraust,
Hat lange mein Geschlecht gehaust.
Ein Staufen hat es hingesetzt,
Sich einen Alpenweg zu wahren,
Daß er nach Welschland unverletzt
Zur Kaiserkrone möge fahren.
Dort leuchtet saftig grüne Weide
Wie ein smaragdenes Geschmeide;
Der Pfeil entschwingt sich dort den Klüften,
Und stürzt das Grattier aus den Lüften,
Beinah wie hier! Nur stehen grüner
Die Wiesen und die Berge kühner. —
Mein Ahne war es, dem ein Zwist
Mit seinem Nachbar worden ist.
Es war um eines Weibes willen,
Um eines Weibs verbotner Glut,
Und nimmer war fortan zu stillen
Die ruhelose Rachewut." . . .

Dieſe dunkleren Schatten und feurigeren Beleuchtungen Bündens fallen auf die Geſtalten der „Richterin“ und heben ſie kraftvoll ausgebildet von dem Grunde einer wilderen Berglandſchaft und einer ferneren Vorzeit ab.

Dennoch iſt es unmöglich, die Verwandtſchaft der beiden Gedichte: des ins Unbeſtimmte duftig verſchwebenden und des feſt und maſſig aufgebauten, zu verkennen. Die Mariafelder Freunde bedauerten nach Vollendung des „Engelberg“, und C. F. Meyer bedauerte es ſelbſt, daß er aus der ins Kloſter gezwungenen „Jutta“ des Gedichts nur eine kurze Epiſode, kein volles Menſchenſchickſal geformt habe. Wir erkennen in Frau Stemma, der Richterin, die kräftige Entwicklung dieſes verborgenen Keims. Das leicht angedeutete Verhältnis des wilden Kurt zu ſeinem die verderblichen Waſſergeiſter beſchwörenden Bruder Beat tritt in den Beziehungen Wulfrins zu Gracioſus feſter ausgeprägt und unvergleichlich kräftiger und ſchöner entwickelt wieder ins Leben. Der jungen, lichten Mädchengeſtalten in beiden Gedichten und der in beiden waltenden friedliebenden Geiſtlichkeit nicht zu erwähnen. Der Schauplatz beider Begebenheiten iſt der ſüdliche Grenzwall des Reiches, es ſind die Alpenſchluchten mit ihrem Bergzauber. Über beiden ſchwebt, der ſagenhaften Zeit und der wechſelnden Stimmung und Beleuchtung der Gebirgseinſamkeiten entſprechend, ein leiſer Schauer des Wunderbaren.

Es liegt im Charakter C. F. Meyers, daß

er über die Naturgewalten und elementaren Leidenschaften der Menschenherzen als Vertreter einer höheren Ordnung nicht eine geistliche Persönlichkeit stellt; in beiden Gedichten ist es der Kaiser, der, ein Vertreter göttlicher Gerechtigkeit, als höchste menschliche Instanz das Schiedsgericht hält. In „Engelberg" reitet der uns Zürichern, als Schutzherr unserer Vaterstadt, wohlbekannte Rudolf von Habsburg mit seinem Gefolge, noch als kluger, bescheidener Graf, festlich und eilig nur, durch das Klostertal. Dennoch erscheint er um seines rettenden Amtes zu walten, da er den tapfern Kurt, der sich gerade in schlimme Händel verwickelt, in seiner Heeresfolge entführt:

In Kriegszucht will ich den Gesellen
Und unter edles Banner stellen.
Ich stell ihn zu des Reiches Aar,
Den nehm er stolzen Auges wahr!
— Ein Roß für ihn! — Herr Abt, Valet! . . .

In der „Richterin" ist Karl der Große der Verwalter göttlichen Rechts, dessen hohem Gericht sich die geängstigten Seelen übergeben, damit er entscheide. Karl der Große ist ein Kaiserbild, mit dem mein Bruder vertraut war, als er noch keine Weltgeschichte lesen konnte. Ist es doch hoch in der Nische des einen unserer beiden Großmünstertürme zu schauen! Uralt, die Krone auf dem Haupte, das Schwert über die Kniee gelegt, thront da in Stein gehauen seit vielen Jahrhunderten Carolus Magnus, weit erhaben über den wimmeln-

den Gaſſen und Brücken der Stadt. Dieſer Kaiſer Karl beſchäftigte lebhaft unſere Kindergedanken. Erzählt doch die Sage, er habe auf der Hofſtatt, wo ſpäter das Münſter erbaut wurde, auf ſeinem Durchzuge nie verſäumt, Gericht zu halten über alles Unrecht, das vor ſeinem heiligen Stuhle verklagt wurde. Nicht nur im Reiche der Menſchen richtete er das gebeugte Recht wieder auf, auch Vertreter der geſchädigten Tierwelt nahten ſich den Stufen ſeines Thrones.

Wie gerne hätten wir Kinder geſehen, daß das wieder geſchähe!

Später, am Gymnaſium, im Unterrichte des Germaniſten Ludwig Ettmüller, der ſelbſt ein an die Karlsſagen ſich anlehnendes, wohl jetzt vergeſſenes Epos gedichtet hatte, gingen bei meinem Bruder die Wogen der Begeiſterung hoch. Es klang bei uns das Haus von Kaiſer Karl und Jung Roland, ſeinem Neffen.

Wiederum viel ſpäter, als für meinen Bruder die Romantik verſchwunden war und der Geſchichte Raum gegeben hatte, freute ſich C. F. Meyer, dieſe mächtige und klare Herrſchergeſtalt als den Organiſator und Geſetzgeber des Reiches durch Guizot näher kennen zu lernen, der ſich in ſeiner „Histoire de la Civilisation en France“ eingehend mit der Zeit Karls des Großen beſchäftigt. Auch in Meyers Briefen an den Hiſtoriker Louis Vulliemin finden ſich Spuren gemeinſamer großer Vorliebe für dieſen, am Eingange unſerer Landesgeſchichte

ſtehenden, durch die Jahrhunderte leuchtenden Namen. Aus Venedig ſchreibt der Dichter an ſeinen alten Freund: „Ihre Auffaſſung der Krönung Karls des Großen macht mir Eindruck. So und nicht anders muß ſie ſich zugetragen haben. Alſo auch hier, wie in allen anderen Stücken, ziehe ich den Hut vor der feinen Witterung und dem Scharfblick des geliebten Meiſters.“ — Und bei einer ſpäteren Gelegenheit ſchreibt er an Frau Bulliemin: „Ich bin wieder daran, die Erinnerungen meines verehrten und lieben Freundes zu leſen. Als ich zum Abſchnitt des ‚Traumes‘ kam, ſagte ich laut zu mir ſelbſt: Mein Carolus Magnus muß geſchaffen werden!“

Karl der Große in der „Richterin“ iſt alſo der echte, eigenſte Carolus Magnus des Dichters.

In dem Sinne, wie es gewöhnlich verſtanden wird, hat C. F. Meyer in ſeinen Gedichten weder die Natur kopiert noch ſeine eigenen Gefühle niedergeſchrieben. Für ſeine Novellen wählte er unter der Reihe geſchichtlicher Menſchen, die ſtets ſeiner Phantaſie gegenwärtig waren, die Perſönlichkeit, die ſich zur Stunde durch ihre pſychologiſche Merkwürdigkeit oder Schönheit ſeines Intereſſes bemächtigte. Er ließ ſie reden, damit er ſie kennen lerne, erfahre, was ſie wert ſei, und beurteile, was aus ihr werden könnte. Er brachte ſie in Bewegung, damit ſie ſich nach allen Seiten klar von ihrem Hintergrunde abhebe. Dann bekam ſie mit einem Male Leben und bewegte und

beſeelte ſich von ſelbſt. Es geſchah dann zuweilen, daß er in ſeiner Schaffensfreude von ſeinen Schöpfungen ſo redete, daß es hinzukommenden Dritten vorkommen konnte, als rede er von lebenden, ſelbſthandelnden Perſonen.

Natürlich brauchte er zu ihrer Vollendung auch Züge und Farben der Außenwelt. Sein inneres Bild verſchärfte ſich durch einen leiſen Charakterzug, den er vielleicht irgendwo bei Freund oder Feind im Vorübergehen überraſcht und aufgefangen hatte, oder durch eine dazu gehörende Bewegung, die ihm auf einem Stanzenbilde Raffaels aufgefallen war, und die ſein Gedächtnis feſthielt, oder durch eine kleine hiſtoriſche Notiz, die für ihn ein beſonderes Licht auf irgend jemanden warf, oder durch irgend einen andern, ihn wie ein Lichtblitz berührenden Eindruck.

Niemals verfuhr er ſo, daß er verſtandesmäßig aus einzelnen Teilen ein Ganzes konſtruiert hätte. Nein, ſeine Geſtalten erwuchſen aus einer gewiſſen Notwendigkeit kraft der von den vorhandenen Mittelpunkten in die Glieder ausgehenden Lebensbewegung. Bei dieſem ſouveränen künſtleriſchen Schaffen entſtanden hiſtoriſche Geſtalten von ſolcher Realität, daß ſie mir, wenn er mir diktierte, wie aus dem Leben geſchnitten erſchienen. Mir war, als bewegten ſie ſich in freier Naturwirklichkeit, wie wenn ſie ſeinem nächſten Freundeskreiſe angehörten. Sprach man ihm davon, ſo ſagte er: „Poeſie iſt nicht Wahrheit, ſie iſt deren ſchöner

Schein. In der Wirklichkeit sind die Leute weniger einheitlich. Sie sehen sich selbst nicht immer ähnlich."

Aus dem allen ist leicht zu erkennen, wie es sich mit der scherzhaften Äußerung verhält, mit der Conrad einen Brief schließt, in dem er seinem Neuenburger Freunde, Felix Bovet, über „Die Versuchung des Pescara", seine jüngste Arbeit, berichtet hat:

Dans tous les personnages du Pescara, même dans ce vilain Morone, il y a du C. F. Meyer.

In der Tat leben alle seine Gestalten, nicht nur die um Pescara gruppierten, vom eigenen Leben des Dichters. Er beschrieb nicht, er moralisierte nicht, — er ließ seine Personen aus seiner eigenen Fülle atmen und handeln. Ehrlich gestanden fragte ich ihn, als er mir die Versuchungsszene aus seinem „Pescara" vorlas: „Wie kommst du dazu, diesem Morone, den du als Gaukler und Phantasten darstellst, deine eigenen Ansichten über die Geschicke Italiens und deinen innersten Gedanken mit dem edeln Wort in den Mund zu legen: ‚Pescara, ich habe stets gefunden, daß der Schlaueste und am meisten Argwöhnische endlich doch an eine Stelle tritt und an einem Abgrunde steht, wo er trauen und glauben muß' . . .?"

Er lächelte und sagte: „Ich mußte ihn heben, um ihn als glaubhaften Versucher neben meinen Pescara zu stellen. Ohne die veredelnde Glut seiner

Liebe zu Italien hätte ihn der Feldherr niemals ernst genommen."

So wurde bei C. F. Meyers Arbeiten alles und jedes der künstlerischen Absicht untergeordnet. Niemals ließ er sich dazu hinreißen, pikante Porträtzüge oder persönliche Reminiszenzen zwecklos und zufällig zu verwenden.

Warum schrieb C. F. Meyer kein Drama? Hätte nicht bei seinem großen historischen Stile, seinem dramatischen Aufbau der Handlung, seiner strengen Motivierung der Begebenheiten diese höchste dichterische Kunstform ihn unwiderstehlich anziehen müssen?

So lautet eine andere Frage, die nicht selten aufgeworfen wird.

Wohl glaube ich, daß der Gedanke, ein großes Drama zu schreiben, ihn oft gelockt; aber ich muß als sein langjähriger, sehr williger Sekretär bezeugen, daß er ein Gedicht in dramatischer Form mir nie über die ersten Eingangsszenen hinaus diktiert hat. „Es ist besser, ich behandle den Stoff vorerst als Novelle," sagte er dann. „Später läßt er sich immer noch zum Drama zusammenschmieden."

Und dabei blieb es. Er begann dann, wie von einem Banne befreit, einen stimmungsvollen Eingang mit fein und liebevoll abgewogenem Hintergrunde zu entwerfen. Er war dabei mit seiner Inspiration allein und dichtete, wie ein Maler malt. Psychologische Vertiefung der Charaktere

und deren natürlicher innerer Zusammenhang mit dem Boden, dem sie entsprießen, war das eigentliche Gebiet seiner Dichtung. Wie die Dinge entstehen, wie die Menschen sich entwickeln, stellte er dar. Das Bedürfnis, die Begebenheiten groß zu fassen, ihr Fortschreiten, ihren Höhepunkt, ihr Scheitern oder ihre Vollendung zu zeigen, zwang ihn, sie dramatisch zu schauen und zu behandeln. Seine starke Phantasie bedurfte einer festen Gürtung, darum ordnete er seine Stoffe in große, abgegrenzte Bilder. Was ihn aber zuerst zur Bearbeitung eines Stoffes reizte, war das historische oder das psychologische Problem.

Ist das nicht eine dem Talente des dramatischen Dichters entgegengesetzte Art des künstlerischen Verfahrens?

Auf die Frage: warum schrieb er kein Drama? kann ich nur mit einigen laienhaft ausgedrückten Gegenfragen antworten:

Sollte bei dem berufenen Bühnendichter nicht die Handlung mit ihren Wirkungen das im Geiste zuerst Entstehende sein? — Steht nicht, bewußt oder unbewußt, dem großen dramatischen Dichter bei allem, was er schafft, der Erfolg im edelsten Sinne, steht ihm nicht die Wirkung ins allgemeine, steht ihm nicht das Publikum, das er durch seine Kunst elektrisieren will, begeisternd vor der Seele?

C. F. Meyer löste das psychologische Problem in seinen Personen tief eingehend und langsam.

Wo wäre, bei ſeiner individuellen und ſcharfen Ausführung auch der landſchaftlichen und hiſtoriſchen Hintergründe, Raum und Freiheit geblieben für die vermittelnde Kunſt des begabten Schauſpielers mit ihrer Zaubermacht über die Geiſter?

XII.

Bergluft! Wie oft ſehnte ſich der Dichter ſchon im Frühling, der ſeine beſte Arbeitszeit war, hinweg aus dem Staube und dem Lärm der Gaſſen über die grünen Vorberge nach den in der Ferne winkenden Schneeſpitzen! Doch er wollte und konnte nicht reiſen, bis ſein angefangenes Werk vollendet und druckfertig war.

Er nahm keine Arbeit mit auf die Höhen und von ſeinen Büchern nur ein paar Lieblingsbände: die „Odyſſee“ vor allem und das „Purgatorio“ aus der „Göttlichen Komödie“ ſeines Dante, über deſſen Felsterraſſen eine ſo wunderbar mit den ſcharfen, reinen Berglüften verwandte Stimmung liegt. Vielleicht noch einen Band Shakeſpeare. Und doch, ohne Feder und Papier, ſchuf er das Schönſte, ruhend ausgeſtreckt auf dem kurzen Gras der Alpweiden, oder vielmehr, es kam über ihn. Aber er hielt nichts feſt, er ſchrieb nichts nieder, er ließ ſeine müde Stirne ausruhen und badete ſie in Licht und Luft rein und geſund.

Erst wenn er wieder im Tale saß, prüfte er auf seinen Gehalt hin, was ihm auf der Höhe die Lüfte zugeweht hatten, und was vielleicht in meinem Notizbüchlein im Kampf mit den freien Bergwinden schnell festgehalten worden war. Ein paar seiner gesungenen Verszeilen, mit Bleistift flüchtig angedeutet! — Er prüfte dann mit erfrischtem Sinn.

Es war ihm möglich, völlig auszuruhen, weil er die den meisten seiner Bekannten unverständliche Fähigkeit besaß, sich in das Leben und Weben der Natur traumartig zu versenken. In solchen Stunden fühlte er sich ihr verwandt und glaubte er sogar bis auf einen gewissen Grad an ihre bedeutsamen Winke und Vorzeichen, an das Omen. Er mochte es gerne, wenn im Augenblicke, da er ein Gedicht vollendete oder zum ersten Male vorlas, die gewaltigen Donnerschläge eines Frühlingsgewitters über den aufgeregten See rollten .... Blickte er mir jetzt über die Schulter, so hörte ich ihn wohl sagen: „Schwesterchen, du verleumdest mich! Damit war's mir ja gar nicht Ernst!“ ... Nein, nicht Ernst, — es war Traum. Es war Zusammenhang mit der Naturstimmung. So pflegte er auch zu sagen: „Ich stehe mit der kleinen Tierwelt auf dem besten Fuße. Käfer, Eidechsen, Schmetterlinge wissen es wohl, sie haben mir vieles zu danken. Ich habe ihrer manchem das Leben gerettet.“ Es lebte im Verborgenen noch etwas von dem liebenswürdigen, braunlockigen

Kinde in ihm, das er einst gewesen war. Darum verstand er es auch so gut, auf den individuellen Charakter und die besonderen Interessen seiner kleinen Haustiere einzugehen, die er, auf dem Lande wohnend, gerne um sich litt. Erzählte er seinen Verkehr mit ihnen, ihre Erlebnisse und Streiche, so klang es wie eine feine, drollige Fabel.

Es waren das die heiteren Traumspiele seiner ausruhenden Phantasie, es waren die kleinen Gnomen und Kobolde, die in den tiefen Schachten, aus denen er sein Gold holte, ihr märchenhaftes Wesen trieben. „O wie gut, daß niemand weiß, daß ich Rumpelstilzchen heiß'!" . . . konnte er da wohl einmal leise singen, wenn es niemand hörte und wir mit unserer kleinen Welt ganz allein waren.

Ähnlich träumte er im Schlafe. Darum spielen auch in seinen Werken, in „Hutten", „Jenatsch", „Amulett", „Angela Borgia" die Träume ihre Rolle. Er selbst erfreute sich in seinen frühern, gesunden Tagen eines tief erfrischenden Schlafes und eines frohen Erwachens. Zuweilen erwachte er am Morgen aus einem Traum, der ihn belustigte, und er rief mich dann eilig zum Frühstückstisch, um ihn schnell zu erzählen, bevor er verfliege. Es waren weniger prophetische als humoristische Träume, — „Gewissensträume", pflegte er zu sagen. Da sah er sich wieder auf der niedrigen Schulbank sitzen, irgend einen unmöglichen tollen Streich auf dem Gewissen und seinen gestrengen Pädagogen

aus der alten Zeit als Strafrichter vor sich. Oder er reiste über den St. Gotthard im alten, mit fünf Pferden bespannten Eilwagen und in der allerwunderlichsten Gesellschaft. Eifrig entbrennt eine Streitfrage zwischen den Reisegenossen über Frauenrechte und Frauenemanzipation. Die Sache verwickelt sich. Die seltsamsten Argumente werden vorgebracht. Da plötzlich durchschneiden grelle Töne das Stimmengewirr. Der dem Träumer im Wagen gegenübersitzende Student hat aus frischer Kehle ein Burschenlied angestimmt. Allgemeine Entrüstung. „Besser ein heller Gesang als ein dunkler Disput!" sagt der Dichter und erwacht an seinem eigenen Ausspruch.

Von allen diesen „Possen" gelangte nichts aufs Papier. Dazu achtete der Dichter seine Feder zu hoch. Wie das Spiel der ersten sonnigen Lichter in der Frühe, die, durch das Grün der Blätterranken zum offenen Fenster hereinhuschend, sich brechen, so zerflatterten diese leichten Morgenträume im Glanze und in der Arbeit des Sommertages.

Die Morgenstimmung des Dichters war die beste und fruchtbarste:

Mit edeln Purpurröten
Und hellem Amselschlag
Mit Rosen und mit Flöten
Stolziert der junge Tag.
Der Wanderschritt des Lebens
Ist noch ein leichter Tanz,
Ich gehe wie im Reigen
Mit einem frischen Kranz.

Mit dieſem Ruhen in der Natur ſtand, mehr, als es auf den erſten Blick ſcheinen könnte, das Geſunde und Überſichtliche ſeiner Beurteilung des Lebens im Zuſammenhang. Er ſah das Ganze des Menſchenſchickſals und das Wachſen der Dinge, darum war er auch für Charaktere, die ihn verſtanden, ein vortrefflicher Ratgeber. Er drang ſeinen Rat niemandem auf und kam dennoch oft in den Fall, ihn zu geben. Er warnte vor verfrühten und extremen Entſchlüſſen. Geduld, eine Tugend, von der er in ſeinen Anfängen wenig wußte, ſtieg mehr und mehr in ſeiner Wertung. Sie erſchien ihm ſpäter ſogar als die unentbehrliche Ergänzung künſtleriſcher Anlage. „Es iſt ein Jammer, wie die jungen Leute ſich zu Grunde richten," hörte ich ihn ſagen, wenn ihm über Mangel an Erfolg oder Beruf, über Zurückſetzung oder Ungerechtigkeit verzweifelnd geklagt wurde; „da ſtehen ſie blind vor der Mauer und wollen ſie mit ihrem Kopfe einrennen, bis ſie blutend zurückfallen. — Könnten ſie doch warten! Auf das kommt alles an. Wüßten ſie doch, welch ein Glückskapital es iſt, eine Reihe friſcher Jahre noch unberührt und unverpfändet vor ſich zu haben! Wollten ſie nichts erzwingen, und hielten ſie die Augen offen, es zeigte ſich ihnen mit der Zeit ein Durchpaß, eine Wendung des Pfads, die ſie aus der kritiſchen Lage herausführte."

Geduld! Wenn ich jetzt, nachdem meines Bruders Leben vollendet iſt, zurückdenke an ſeine

Jugendzeit, und wie sich aus seinen zu Anfang nicht harmonisch erscheinenden Anlagen im Verlaufe schwerer innerer Kämpfe sein Wesen nach der menschlichen und nach der künstlerischen Seite zu einer wohltuenden, ganzen und vollendeten Persönlichkeit entwickelt hat, so tauchen in meiner Erinnerung Züge und Äußerungen auf, die von dieser mühevollen inneren Ausgestaltung Kunde geben. Es sind Züge festen Willens zu ausdauernder, sanftmütiger Geduld, Züge, die ich damals wenig beachtete und nicht verstanden habe. Ich muß da vor allem an seine Vorliebe für Schillers Gedicht „Das Ideal und das Leben" denken. Schillers Pathos stand seinen eigenen dichterischen Wegen und Zielen fern. Ich erinnere mich nicht, daß ihn mein Bruder, die „Geschichte der Niederlande" und den „Wallenstein" ausgenommen, später noch häufig gelesen hätte, obschon er seine „dramatische Wucht" bewunderte und sich freute, wenn es sich traf, daß er der Aufführung eines Schillerschen Dramas auf der Münchener Hofbühne beiwohnen konnte. Jenes Gedicht aber bedeutete für ihn anderes. Zu einer Zeit, da er selbst noch nichts zu seiner Befriedigung ausführen konnte und ihm, sozusagen, seine Stoffe unter den Händen zerrannen, tönte es oft in leisen Klängen von seinen Lippen:

Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
. . . . . .

Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit —

Es vergingen Jahre, und immer noch schwebte ihm Schillers „Ideal" vor. „Sieh," sagte er mir mehr als einmal, „es sind in dem Gedichte Stellen von überwältigender Schönheit. Dieser in seiner starken Geduld alles überwindende Herkules ist herrlich:

Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten ...

Welch ein Bild! Siehst du es nicht vor dir: diese gebeugten, willigen Schultern? Und der Schluß! Schwebt man nicht mit ihm aufwärts?

... und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt!" —

Das war in der Jugendzeit. Ich habe es damals gewiß schön gefunden, aber wenig in acht genommen.

Als wir dann zum ersten Male mit Dr. François Wille und seiner Frau Eliza zu einer alten Bekannten unserer Mutter geladen waren, bat man meinen Bruder, etwas von seinen Versen vorzulesen. Schüchtern lehnte er ab und erbat sich die Erlaubnis, statt eines eigenen das Gedicht eines andern vorzutragen. „Gewiß. Was wählen Sie?" Zu meiner großen Überraschung sagte er: „Schillers ‚Ideal und Leben'." — Den Schluß las er mit fühlbarer innerer Bewegung und gewann dadurch,

ſchien mir, mit einem Schlage die warme Teilnahme von Frau Eliza.

Ein ſteter Begleiter C. F. Meyers auf ſeiner alljährlichen Bergfahrt war die „Odyſſee“. Er fand, die Stimmung dieſer Geſänge ſei neben derjenigen der „Göttlichen Komödie“ die am beſten zu der ſtrengen und lichten Naturſtimmung der Alpenhöhen paſſende. Zugleich aber hatte er für den „göttlichen Dulder Odyſſeus“ eine ſtarke innerſte Vorliebe. — Nicht für den „erfindungsreichen Odyſſeus“, den er durch ſeinen Hutten bei deſſen Landung auf der Ufenau anreden läßt:

Viel kämpften, edler Dulder, beide wir;
In andern Stücken gleich ich wenig dir.
Und nicht im Eignen werd' ich wohnen dort,
Ich bleibe Gaſt auf Erden immerfort.
Dir aber ward ein beſſer Los mit Fug,
Du logſt ſo trefflich, und du warſt ſo klug . . .

Nein, nicht für dieſen Vielgewandten, ſondern für den nach „unendlicher Arbeit“ im Gewande des alten Bettlers zur Heimat Kehrenden! — Odyſſeus war für den Dichter der poetiſche Typus jener willigen, großen Geduld, die viele Jahre langem Leide und unendlicher Mühe gewachſen iſt.

Da lag denn der Dichter im Bergwald auf dem Mooſe zwiſchen herb duftenden Rhododendronbüſchen und blühenden Gentianen und las mir, während die Sonne zwiſchen den Lärchenwipfeln weiterrückte und ich mit einer Handarbeit auf einer Baumwurzel ſaß, aus ſeiner „Odyſſee“ vor. „Welche

ahnungsvolle Stimmung!“ rief er dann wohl und legte das Buch weg. „Wie eine schwere Wetterwolke unversehens die Gegend verdüstert, so senkt sich heimliches Grauen über die prassende Menge der Freier, sobald der gewaltige alte Bettler in die Halle tritt.“

Geduld und willige Tragkraft, — das war es, was als innerstes Wesen in der früher so reizbaren und heftig bewegten und später anscheinend noch so wandlungsfähigen Seele des Dichters verborgen und stetig wuchs und durch keinen äußeren noch inneren Stoß oder Einfluß, sogar durch seine letzte Krankheit nicht, aufgehalten oder geschädigt wurde.

Es ist ein großer Trieb in die Höhe, in die Weite, der C. F. Meyers Poesie innewohnt. Oder mehr im Sinne des Dichters selbst ausgedrückt: Es war ein Bedürfnis seiner Künstlernatur, über den kleinen und vergänglichen Interessen des täglichen Lebens einen Standpunkt in lichter Höhe zu suchen, der ihm einen unbeschränkten Umblick über die menschlichen Dinge gewährte. Darum wurde oft gefragt, weshalb er nicht sein engbegrenztes Vaterland verlassen habe, um wie manche andere seiner Heimatsgenossen in großen künstlerischen Zentren diesen Forderungen seines Wesens zu genügen.

Die stillen Alpenhöhen seiner Heimat waren es, die ihn von langen, weiteren Fahrten abhielten und ihn dafür entschädigten, weil sie seinem Be-

dürfnis nach Größe und ungebrochener Ruhe, nach dem Weben mächtiger Kräfte in elementarer Gewalt und inniger Zartheit volles Genügen boten. Hier befriedeten sich die unruhig streitenden Gedanken des Dichters in großen, ungetrübten, poetischen Stimmungen. Das alljährliche Ziel seiner Sehnsucht nach hohem und reinem Genuß waren die lichten Schneefelder, die vom Blau sich abhebenden Spitzen, die dazwischen versenkten, schwarz dunkelnden Schluchten, die samtenen Weiden mit ihrem Herdengeläut.

„Nicht unter 6000 Fuß Höhe darf unser heuriges Bergquartier liegen. Ich bedarf Schneenähe. Die Herberge soll höchstens vier Gastzimmerchen haben, geländerlose Treppen und Bedienung ohne Kellner. Sie darf nur nach frischem Heu riechen.“ So ungefähr lautete in jenen Jugendjahren seine Instruktion, wenn wir ein Sommerhäuschen suchten, und es fand sich immer eines, das die Bedingungen erfüllte.

Da ruhte der Dichter bis an die Grenze seiner fünfziger Jahre jeden Sommer aus. Licht und Luft, Bergwind und Schneenähe verjüngten sein Leben. Das letzte Berghaus, das wir zusammen bewohnten, stand hoch oben am bündnerischen Abhange der Oberalp, jener tannenduftende, neue, kleine Bau in Chiamutt, der dem alten Wirt in Sedrun gehörte.

Von dieser Station an der Oberalp führte uns, wenn wir einen Steg überschritten und uns

dann rechts geſchlagen hatten, ein Bergpfad zwiſchen Felsblöcken und Geſtein hinauf an eine Halde, von der wir das Tal mit ſeinen Wänden und der ſich dazwiſchen hinziehenden Straße des Paſſes überſehen konnten. Hier hatten wir in einſamer Höhe, nur zuweilen von kleinen, ſchlanken Ziegen beſucht, zwiſchen gewaltigen, von der Bergmauer einſt herab gerollten Felsſtücken eine muldenartige, mit kurzem Raſen bekleidete Vertiefung gefunden, die Schutz vor Sonne und Wind bot und, da ſie nach der Talſeite offen war, einen weiten Ausblick gewährte.

Auf dieſem hohen Lagerplatze brachten wir die Vormittage zu. Bergkühle umwehte uns, während die ſteigende Mittagsſonne dunkelgelb auf dem Geſtein der unter uns und gegenüber liegenden Talmauern brannte, daß es blendete. Über uns und um uns floß ein unendlicher Ozean leiſe wehender und tönender blauer Luft. So rein und leicht und durchſichtig war dieſes Lichtmeer, in dem wir atmeten, daß der halbe Mond, der — Licht auf Licht — in zarten, klar gezeichneten Umriſſen hoch am Himmel ſichtbar war, uns als ganze Kugel erſchien, deren blau beſchattete untere Hälfte, in flüſſigen Äther getaucht, dahinſchwamm. Folgten wir mit den Augen dieſer lichten Fahrt und blickten dann wieder auf die in greller Mittagsglut brennende Erde mit ihren ragenden ſilbernen Schneeſpitzen und ihrem Felsgeſtein weit unter uns, ſo war es, als ſpürten wir, wie auch ſie ſich

bewegte; es war, als ſchwebten wir auf ihr durch das ſonnige All.

So ſchauten und atmeten wir an dem Sommertage, deſſen ich gedenke, die reine Himmelsnähe. Da wurde mein Bruder eines wandernden Punktes gewahr, der, von unſerem Standorte geſehen, einer winzigen Ameiſe glich. Emſig wie eine ſolche lief er die Poſtſtraße entlang und rückte talwärts. Wir ſahen ihm zu und fragten uns, was für ein Wanderer das ſchwarze Pünktchen wäre. Kein Landeskind, — dazu war ſein Schritt zu haſtig. Auch kein fremder Ferienreiſender, — er trug weder Ränzchen noch Bergſtock. Alſo war es wohl irgend ein Geſchäftsmann, der es eilig hatte, ins vordere Rheintal hinunterzukommen. So rieten wir hin und her. Da plötzlich — was kam den Mann nur an? Er hemmte den Schritt. Er ſah bergwärts. Er überlegte. Auf einmal ſprang er über den Rand der Straße hinunter in die felsbeſäte Matte und ſchickte ſich an, haſtig gegen unſeren Lagerplatz anzuſteigen.

„Der Mann muß uns bemerkt haben," kam es wie ein Erſchrecken über mich, und ich ſprang von meinem Steinſitze auf. „Meinſt du nicht? Sicherlich iſt ihm unſere Anweſenheit hier oben unerklärlich. Unſere Unbeweglichkeit iſt ihm rätſelhaft. Er hält uns für Verſteinerungen oder für Tote und kommt, um den Tatbeſtand zu unterſuchen." Schnell griff ich nach meinem breitrandigen, hellen Strohhut, der neben mir lag, warf

ihn mit einem Schwunge auf die Haare und wandte mich zum Gehen.

Richtig! Der Wanderer im Tale blieb unschlüssig stehen. Dann klomm er beruhigt oder enttäuscht auf die Straße zurück und ging dort, rasch, wie er gekommen war, seines Weges.

Dies kleine Begegnis belustigte meinen Bruder, der kaum den Kopf gewandt hatte, mir aber machte es Eindruck.

„Es kann und darf nicht länger so bleiben," sagte ich am nächsten Tage, als wir denselben Pfad hinanstiegen; „du mußt aus dem Traume heraus und mehr als bis heute ins tätige Leben hinein. Sonst erwachst du plötzlich, wenn es zu spät ist, und siehst auf die verlorenen Jahre zurück. Du solltest ein eigenes Heim haben mit seiner Freude und seiner Verantwortung. Du darfst nicht unversehens alt und müde werden und deine Elastizität verlieren. Du stehst noch frisch und gesund auf der Höhe, — bitte, laß dich nicht träumerisch sinken! Fassest du festen Fuß auf der grünen Erde, so bekommst du neuen Mut und verdoppelte Kraft. Weißt du, daß, allein, wie wir stehen, ich nicht einmal, von dir weg, ruhig sterben könnte?"

„Was willst du denn mehr?" sagte er. „Ist nicht mein ‚Jürg Jenatsch' eine schöne Arbeit?"

„Gewiß. Aber du isolierst dich zu stark. Deine geselligen Beziehungen genügen dir nicht, weil du im Grunde keine gesellige, sondern eine Familiennatur bist. — Auch dürfen wir uns nicht

auf den Höhen des Lebens im Lichte baden und uns um andere nicht kümmern. Solche Dinge rächen sich später. Wir müssen hinunter ins Tal und redlich mit unseresgleichen des Tages Last und Hitze tragen."

„Dazu weiß ich nur einen Weg," sagte er.

„Ich weiß ihn auch. Du solltest dich verheiraten."

Er setzte sich auf einen Felsblock, der rechts vom Pfade lag.

„Ich sollte. Du hast recht, Kind. Aber weißt du auch, was du sagst und wünschest? In meinem Alter? In deinem Alter? Nach so langem und liebem geschwisterlichem Zusammensein! Hast du die Konsequenzen, die daraus für dich entstehen, erwogen?"

„Ich habe nichts erwogen," sagte ich. „Aber ich weiß, es ist für dich eine innere Notwendigkeit zum Gedeihen. Ich denke nicht im voraus, was für mich daraus wird; aber ich glaube und habe es bis heute erfahren, daß ich immer durchkomme, unbedeutend und unbeachtet, wie ich bin. Für dich ist das anders. Ich nehme die ganze Verantwortung meiner Bitte auf mich."

„Nun denn, ja, ich bin entschlossen."

„Weißt du denn schon, für wen?"

„Ja, ich weiß es."

„Gott segne dich und gebe Gedeihen. Von heute an gehen alle unsere Gedanken diesem Ziele zu."

Dies war einer jener Höhepunkte im Leben

meines Bruders, auf die er mit innerer Ehrfurcht, wie auf die Entſcheidung einer höheren Schickſalsmacht, zurückſchaute.

Die Folgen dieſer Stunde waren unabſehbare, aber der Entſchluß führte zum Glück. Es begannen mit ihm für den Dichter Jahre verdoppelten Lebens und erhöhten Daſeins.

So ſtieg er jetzt von der Oberalp zu Tale, nicht, wie damals bei der Heimkehr von Rom, mit dem Vorſatze, ſeine dichteriſche Begabung mit treueſter Arbeit in den Dienſt der „großen Kunſt“ zu ſtellen, ſondern mit dem Entſchluſſe, auf dem eigenſten, dem ethiſchen Lebensgebiete ſein Daſein zur Vollendung zu bringen.

XIII.

Nach einem frühlingsgleichen Spätherbst und Winter, den die Neuvermählten auf der Insel Corsica verlebt hatten, kehrten sie in ihr eigenes schönes Heim am Zürchersee zurück. Durch seine Verheiratung war C. F. Meyer wieder in die alten Zürcherkreise zurückgetreten, denen er entstammte, und die in ihrer ehrenhaften Pflichterfüllung und Arbeitsliebe, in ihrer soliden Wohlhabenheit und ihrer Freude an Musik und Malerei die heimatliche Lebenssphäre seiner guten, treuen Frau waren.

Der Dichter kehrte gerne in die altbekannten Verhältnisse zurück. Es lagen im Grunde seiner Natur starke konservative Neigungen. Der alte Stadtzürcher, der in ihm neben dem Dichter weder Zeit noch Raum zur Entwicklung gefunden hatte, fing mit dem Älterwerden an, sich leise und behaglich zu regen. Hatte sich doch Meyer niemals freiwillig von seiner zürcherischen Umgebung losgesagt. In den Jugendtagen hatte sein noch unklares, aus verschiedenen geistigen Elementen

zuſammengeſetztes Weſen im Rahmen jener alten Verhältniſſe einfach keinen Platz und keine Lebensnahrung gefunden. Und er ſelbſt hatte damals darunter gelitten. Jetzt, da er ſein geiſtiges Geſpann feſt gezügelt zu führen wußte, befriedigte es ihn, als ein Gereifter den in der Jugend aufgegebenen Poſten wieder in allen Ehren zu beſetzen. „Wie würde," ſagte er ſich, „meine Mutter über mein jetziges, ſpät erlangtes Glück ſich gefreut haben! Es hätte ihren Wunſch für mich erfüllt."

Und er wurde in den alten Kreiſen, die ſich in den vergangenen vierzig Jahren kaum weſentlich verändert hatten, mit zuvorkommendem Wohlwollen aufgenommen. Wohl hatte ſich darin der Schwerpunkt der allgemeinen Intereſſen von der wiſſenſchaftlich-politiſchen Seite mehr nach der gemeinnützig-merkantilen hinüber verlegt. Materieller Erwerb und Beſitz waren den zur Zeit unſerer Jugend höhergehaltenen geiſtigen Gütern gegenüber in der allgemeinen Wertung geſtiegen. Aber dieſe Wandlung war ganz allmählich geſchehen und lag weniger in den zürcheriſchen Verhältniſſen als in der ganzen Strömung der letzten drei Jahrzehnte des Jahrhunderts.

Der Dichter fühlte ſich glücklich in ſeinem Heim und bemühte ſich treulich, die größeren und kleineren Intereſſen ſeiner ihn herzlich liebenden und bewundernden Hausfrau zu teilen. Sie gehörte einem großen Verwandtenkreiſe an, der ſich um ein altes Familienhaupt, den loyalen Oberſt

Ziegler, ehrfurchtsvoll scharte. Dieser Schwiegervater C. F. Meyers war ein Jugendkamerad unseres Vaters gewesen, und mein Bruder schätzte es als ein Glück, ihn noch während sechs Jahren mit der dankbaren Liebe zu umgeben, die er dem eigenen, früh verstorbenen Vater nie mit vollem Bewußtsein hatte bezeugen können.

Da die Vermählten beide das Leben auf dem Lande bevorzugten, gelang es dem Dichter, die ihm jederzeit günstigeren Vormittagsstunden in ihrer Frische und Stille zu ungestörter Arbeit sich frei zu halten. So beglückte er und ließ er sich beglücken. So versöhnte er und beherrschte er ruhig die zwei verschiedenen Lebensgebiete, deren beider er bedurfte, um sich zu voller Tätigkeit zu entfalten, und in denen beiden er sich frei und wohl fühlte: große Dichtung und einfaches Familienglück. Fünfzehn befriedigte Lebensjahre eilten ohne Mißklang in fruchtbarer Arbeit also vorüber. Wahrlich, ein selten schönes, dankenswertes Los!

Dann aber, als man 1890 schrieb, fing das Alter an, seine ersten Schatten auf des Dichters Pfade zu werfen. Nicht daß der Flug seiner dichterischen Phantasie erlahmt wäre. Im Gegenteil, seine poetischen Pläne wurden immer kühner, ihre Zahl wuchs von Jahr zu Jahr. Immer höher und immer weiter steckte er sich seine Ziele. Allein, der künstlerisch formende Wille, jene zweite Kraft, die er im Kampfe sich errungen hatte, und die nicht als erste Anlage in seinem Blute lag, fing

an, in Momenten der Ermüdung zu verſagen. „Ich hemme die beſchwingten Roſſe nicht," hatte er früher geſagt; jetzt wurde es ihm ſchwer, ſie zu zügeln.

Ahnungslos und glücklich durch Conrads Erfolge, empfand ich ein erſtes leiſes Erſchrecken, als er mir das ſchöne Gedicht „Noch einmal" vorlas, das in San Bernardino entſtanden war, wo er mit Frau und Kind ein paar Sommerwochen verlebt hatte:

Noch einmal ein flüchtiger Wandergeſell —
Wie jagen die ſchäumenden Bäche ſo hell,
Wie leuchtet der Schnee an den Wänden ſo grell!

Hier oben miſchet der himmliſche Schenk
Aus Norden und Süden der Lüfte Getränk,
Ich ſchlürf es und werde der Jugend gedenk.

O Atem der Berge, beglückender Hauch!
Ihr blutigen Roſen am hangenden Strauch,
Ihr Hütten mit bläulich gekräuſeltem Rauch —

Den oben noch ſchleiernder Nebel verwebt,
Der Himmel, er öffnet ſich innig und lebt.
Wie ruhig der Aar in dem ſtrahlenden ſchwebt!

Und mein Herz, das er trägt in befiederter Bruſt,
Es wird ſich der göttlichen Nähe bewußt,
Es freut ſich des Himmels und zittert vor Luſt —

Ich ſehe dich, Jäger, ich ſeh dich genau,
Den Felſen umſchleicheſt du grau auf dem Grau,
Jetzt richteſt empor du das Rohr in das Blau —

Zu Tale zu ſteigen, das wäre mir Schmerz —
Entſende, du Schütze, entſende das Erz!
Jetzt bin ich ein Seliger! Triff mich ins Herz.

In diesen erinnerungsreichen Versen klang eine Todesahnung, die ich an meinem Bruder nicht kannte. Doch der Eindruck verwischte sich mir wieder. Conrad war ja heiter und sah gesund aus. Auch erwog er, wenn ich einmal auf ein paar Tage oder Wochen nach Kilchberg kam, mit dem alten Feuer seine verschiedenen dichterischen Pläne und diktierte mir etwas Neues oder benutzte, wie vor alters, meine willigen Dienste zur Ordnung seines „kleinen Archivs", einer weiten Schublade seines alten Schreibtisches, von der wir früher sagten, es sei alles darin so gut aufgehoben, daß es niemals wieder das Licht erblicke. — Oder er ließ mich seine in verschiedenen Zeitschriften verstreuten Gedichte kopieren und sammeln, um sie dann selber noch einmal durchzusehen und in die vierte Auflage seiner Gedichte, die damals erscheinen sollte, einzuordnen.

Es kamen die heißen Julitage von 1891. Ich erhielt einige Zeilen meines Bruders, die mich dringend einluden, nach Kilchberg zu kommen, um die definitive Niederschrift der „Angela Borgia" zu besorgen. Er habe, sagte er, den Entwurf, da „Vetter Fritz" diesmal nicht zu seiner Verfügung stehe, eigenhändig niedergeschrieben und möchte mir die Reinschrift aus seinem Manuskripte diktieren.

Ich erhielt Ferien und saß ihm ein paar Tage später in seinem hohen, kühlen Zimmer hinter den schweren, dunkeln Fensterdraperien aufmerksam

zuhörend gegenüber. Ich war gespannt auf seine „Angela Borgia“, denn er hatte mir in früherer Zeit, da er sie noch dramatisch zu gliedern gedachte, viel davon erzählt, und ich hatte unlängst die zwei ersten Kapitel dieser Novelle für ihn niedergeschrieben. Dennoch war es mehr die Person des Vorlesers als der Gang der Erzählung, die an jenem schwülen Sommernachmittage meine bange Teilnahme unwillkürlich immer wieder fesselte. Er sagte mir, er habe sein Äußerstes getan, um die Arbeit zu gutem Ende zu führen, und oft bis in die tiefe Nacht daran geschrieben. Er sei nun recht müde. Das dicke Manuskript mit seinen ungewohnt großen Buchstaben und schiefen Zeilen gab davon Zeugnis. Aber es war nicht nur das. Was war denn anders geworden, seit er mir vor etwas mehr als Jahresfrist in Schaffensfreude den vielverheißenden Anfang der Novelle diktiert hatte? War ich denn selber heute zu matt, von der Gewitterluft zu stark beeinflußt, um die Linien der Komposition zu verfolgen und mich steigend für die durch ihren Originalwert, ihre scharfe Charakteristik mich sonst jederzeit überraschenden Gestalten meines Bruders zu interessieren?

„Du bist nicht dabei — bist du schläfrig?“ unterbrach er fast empört meine zweifelnden Gedankengänge.

„Es ist drückend heiß. Bitte, lies weiter. Ich bemühe mich, zu folgen.“

So las er denn immer schneller und ohne

eigenen Genuß. „Nun, was ſagſt du dazu?“ ſchloß er endlich, die Blätter weglegend.

„Der klare Eindruck, den ich ſonſt von deinen Sachen habe, mangelt mir diesmal. Trotz herrlicher Stellen finde ich mich noch nicht in der Novelle zurecht. Dein eigenes Weſen, wie ich es kenne, iſt für mich noch nicht genügend darin ausgeprägt. Vielleicht liegt die Schuld an mir. Sieh, ich bin diesmal zu müde und nicht kompetent. — Laß es darüber Morgen werden. Komm in den Garten zu den andern!“

„Ich habe die Novelle meinem Freunde für die ‚Rundſchau‘ verſprochen. Zum zweiten Male. Ich konnte leider voriges Jahr ſchon nicht Wort halten. Diesmal will und muß ich ſie vollenden. Auch um ihrer ſelbſt willen. Der ſchöne und ſehr ſchwierige Stoff quält mich ſchon zu lange. Du mußt mir bei der Niederſchrift diesmal helfen.“

„Aber, lieber Conrad, wie denkſt du dir das? Du hältſt dein Manuſkript nicht für druckfertig. Ich kann es alſo nicht wörtlich für dich kopieren, ſondern müßte dich immer wieder beratend in Mitleidenſchaft ziehen. Du biſt aber, mußt du eingeſtehen, arbeitsmüde. Was wird Luiſe dazu ſagen, die dich gern von jeder Schriftſtellerei befreit ſähe?“

„Sie wird ſicherlich einwilligen, daß ich dir die Novelle diktiere, wenn ich ihr ſage, daß ich nur diesmal und notgedrungen zur alten Gewohnheit zurückkehre. Sie hat mich lieb ... Auch dauert

die Überarbeitung der Novelle nicht lange. Laß mich nur mein Abkommen mit ihr treffen. Du weißt ja, nicht doppelt so leicht, nein, zehnmal leichter wird mir die Arbeit, wenn ich dir diktieren kann. Du verstehst mich von altersher."

So blieb ich denn und schrieb, so gut ich konnte. Jeden Vormittag bezeichnete sich mein Bruder eine Reihe Blätter in seinem Manuskript, die er umarbeiten wollte. Dann entwarf er mir zuerst in einigen Worten seinen Gedankengang — er nannte das „sein Programmchen" — und begann, mir bald lesend, bald improvisierend zu diktieren. Mit dem Schlage der Mittagsstunde wurde das Tintenfaß zugedeckt. Das war eine Bedingung des Abkommens mit seiner sorgsamen Hausfrau. Die Nachmittagsstunden verbrachte er mit ihr im Freien, während ich die am Morgen mit flüchtiger Schrift bedeckten, stark korrigierten Bogen buchstäblich getreu für den Setzer ins reine schrieb. Wir freuten uns dieses schönen Arbeitens. Für mich war es eine unerwartete kurze Rückkehr in die alten, vergangenen Tage.

Aber ich fürchte — erst viel später wurde ich dessen inne —, mein armer Bruder hatte unsere ermüdeten Kräfte überschätzt und im Abkommen mit seiner ängstlichen Luise nur neun Tage des Aufenthaltes für die alte schwesterliche Mitarbeiterin vorgesehen. Nach Verlauf von zehn Tagen sollte die Familie zum Sommeraufenthalt über die heißesten Wochen auf das Schloß Steinegg ziehen.

Das unvollendete Manuskript und die Schwester, die es fertig schreiben sollte, mußten, so verlangte es der Dichter, diesmal mitgenommen werden.

Das war vielleicht nicht wohlgetan und hätte vermieden werden sollen. Ich ahnte es zuweilen. Viel angstvoller aber beschlich mich ein bestimmteres Bangen, wenn ich die Anstrengung sah, mit der diesmal der Dichter die kühn entworfenen Linien seines Kulturbildes zusammenbog, während er rein dichterische Motive, wie etwa die schöne Porträtskizze Ariosts, oder Verse, die er einfügte, noch immer mit der alten, wunderbaren Leichtigkeit improvisierte.

Was konnte ich dabei tun?

Fertig zu werden mit der Arbeit, die seit Jahren auf seinem Künstlergewissen lag, die Aufgabe so schnell und so befriedigend gelöst zu sehen, als es unter den gegebenen Umständen möglich war, damit der Dichter dann ruhe, völlig und lang ausruhe: das war in jenen Sommermonaten mein größter Herzenswunsch. Darin stimmte ich mit der Frau des Dichters überein und setzte alles, was mir an Kraft damals zu Gebote stand, an die Vollendung der „Angela Borgia" meines Bruders.

Die luftigen, hohen Räume des Schlosses, das herrliche Bibliothekzimmer mit seiner ernsten, geschmackvollen Holztäfelung, die tiefe Erkernische, in der wir schrieben, während um die gemalten Fenster die hohen Baumwipfel säuselten, vor allem

aber die liebenswürdig-einfache Gaſtlichkeit der Schloßfrau, einer verwitweten Schwägerin meines Bruders, halfen nicht wenig dazu, das vorgeſteckte Ziel noch rechtzeitig zu erreichen.

Worin beſtand denn eigentlich die Hilfe, die ich meinem Bruder bei ſeiner Arbeit leiſten konnte? Ich habe ſie immer ſehr gering angeſchlagen. Es war eine zum guten Teil unbewußte. Es war ein Können, über das ich nicht verfügte. Ich konnte nur, wenn ich mußte. Was man an mir lobte oder tadelte, war auch durchaus nicht die literariſche Betätigung, es war im Grunde nichts anderes als unſere treue, geſchwiſterliche Geſinnung, unſer Zuſammenhalten. Darin lag aber wahrlich noch weniger eigenes Verdienſt, eigene Schuld oder eigene Wahl. Es war eben ſo und mußte ſo ſein, und blieb ſich immer und in allen Verhältniſſen gleich. So lange zuſammen zu haushalten, wie wir es taten, hatten wir uns nie vorgenommen. Wir waren beide unſerem inneren Weſen nach unabhängige Naturen und unſere Gedanken ſind nicht immer dieſelben Wege gegangen. Da indeſſen unſer letztes Ziel dasſelbe war, unſer beider Sehnſucht nach Wahrheit und Vollkommenheit ging, ſo trafen unſere Pfade immer wieder zuſammen. Wir hatten dieſelben Intereſſen und nichts voreinander zu verbergen. Stets behielt mein Bruder die Überſicht auch meines ganzen Gebietes, bereicherte damit ſeine Ausſchau und zog ſeiner Phantaſie die feſten Horizontlinien.

Mein Verſtändnis gab ihm, ſcheint mir, den mittleren Maßſtab deſſen, was er dem Publikum zumuten dürfe. So gewöhnte er ſich daran, alles, was er ſchuf, mir vorzuleſen. Und da ihn die mechaniſche Übung des Schreibens bei ſeiner Kurzſichtigkeit, ſeinem hohen Wuchs und ſeiner nicht zu ſitzender Lebensart eingerichteten bewegungsbedürftigen Natur mehr ermüdete als mich, ſo zog er es vor, in ſeinem großen Zimmer auf- und niedergehend, das Blatt mit ſeinen Notizen in der Hand, oder im Freien ſeine Zigarre rauchend, zu improviſieren und mich das Gehörte mit der Feder fixieren zu laſſen. Daß er dabei hie und da einmal die Frage tat: „Was meinſt du dazu?“ iſt natürlich und ohne Belang. Unaufhaltſam eilte ſein Gedanke vorwärts. Da mag es ſein, daß ich ihn zuweilen durch eine Frage veranlaßte, ſeine Geſtalten etwas länger und näher ins Auge zu faſſen. Er ſtand bei ihnen ſtill und ſtellte mir ſie vor, damit ich mit ihnen bekannt werde. Vielleicht gewannen ſie dabei für ihn ſelber an Leben und Beſtimmtheit. Später erreichte er dasſelbe in höherem Maße, indem er ſie ſprechen ließ, ſeinen Stoff dramatiſch geſtaltete. So ſchrieb ich mit ihm und für ihn. Was aber ſeine poetiſche Geſtaltungskraft ſelbſt betrifft, ſo ſtand ich mit immer neuer Überraſchung vor dem Wunder einer jeden ſeiner neuen Schöpfungen. Wohl verſtand ich ſie, wußte ſie zu werten und freute mich daran; wie aber dies Schöne auf einmal lebendig ge-

worden war und daſtand, wußte ich nicht zu erklären. — Geſchah es einmal, daß mir nach ein paar Stunden eine gewiſſe Ermattung ſeines Gedankens fühlbar wurde, ſo konnte ich wohl ſagen: „Halt ein! Du biſt müde. Das iſt nicht mehr auf deiner Höhe; das hätte am Ende ſogar ich zu ſtande gebracht.“

Dann erſchrak er und ruhte aus.

Oder ich ſagte: „Hier ſchwanken die Linien! Du weißt, Brüderchen, ich bin vom Zeichnen her an Lineal und Winkelmaß gewöhnt.“ Dann meinte er: „Rüttle nur! Um das, was du mir einreißen kannſt, iſt's nicht ſchade.“

In der nächſten Morgenfrühe geſtaltete er dann das Werk mit erneuter Kraft um. Er korrigierte nicht im einzelnen. Es entſtand etwas Neues, oft etwas ganz Umgeſchaffenes. Sein gewolltes Ziel erreichte er gewöhnlich in zwei Schwüngen, ſelten auf den erſten Wurf.

So weit, ſo wenig weit ging die ſchweſterliche Mitarbeit und Kritik.

Nach Abſendung des Manuſkripts der „Angela Borgia“ rief eine Hochzeit in ihrer Familie meine Geſchwiſter nach Zürich zurück. Am letzten Tage unſeres Aufenthaltes in Steinegg leiſtete ich dem von einer wahren Gewiſſensbürde befreiten Bruder noch ein paar Sekretärsdienſte und ſprach dabei meine Freude aus, daß er nun glücklich aus dem Banne der feſſelnden und nichtswürdigen Lucrezia Borgia gelöſt ſei.

„Das bin ich!“ sagte er. „Aber weißt du, daß ich nun gleich, da ich so gut im Zuge bin, etwas Neues anfangen möchte? Ich habe frische Hoffnung gewonnen und gedenke noch manches Schöne zu vollenden. Es schweben mir noch herrliche dramatische Stoffe vor.“

Das gab mir einen Stich ins Herz; denn während des Niederschreibens seiner „Angela Borgia“ hatte ich es oft mit Wehmut und großer Bestimmtheit gefühlt: „Es ist das letzte Mal.“

„Der Stuttgarter Musenalmanach will eine Novelle von mir,“ sagte er. „Was meinst du, wenn ich erst diese schriebe? Wohl habe ich noch meinen großen, meinen schönsten Plan, die Hohenstaufentragödie,“ fuhr er ungewohnt feierlich werdend fort, „die ich mir als mein Letztes aufbewahre. Das braucht aber noch Zeit, um auszureifen, und ruhige Tage. Erst wollte ich zweifeln, ob ich's zum Schluß noch vollenden werde. Jetzt hoffe ich wieder . . .

„Ein ganz anderer Stoff ist der Pseudo-Isidor. Das ist ein begabter, in sich gekehrter Mönch, der Archivar seines Klosters. Er hat unermüdlich die alten Pergamente seines Archivs untersucht und kopiert. Dabei hat er sein außerordentliches Talent entdeckt, alte Klosterschrift und Initialen nachzuahmen. Er entwickelt seine Kunst mit unermüdlicher Sorgfalt bis zur Vollkommenheit, bis es ihm selber schwer wird, seine Nachschrift vom Originale zu unterscheiden. ‚Welche wunder-

bare Macht,' denkt er, ‚liegt nicht in dieſen Zeichen und Zahlen! Mit einem kleinen Punkte, mit einem leiſen Striche ändere ich dieſe Zahl, und damit ändere ich in weiten Bezirken die Verhältniſſe des Beſitzes und der Gewalt. Ein armer Mönch, fördere ich unbekannt und machtvoll das Gedeihen meines Kloſters.' — Er wird immer verwegener. So verübt er durch ſeine ſtille Kunſt unbemerkt oder doch ungeſtört manchen frommen Betrug im Intereſſe ſeines Ordens. Immer größer wird ſein Ehrgeiz, immer weiter reicht ſein Einfluß. Iſidors Wert und Stellung ſteigen mit ſeinen Erfolgen. Zugleich aber beginnt er ſelbſt in den Bann ſeines Betruges zu geraten. Allmählich glaubt er ſelbſt daran. Zuerſt bildet er ſich ein, ſeine Fälſchungen ſeien ein gutes Werk. Zuletzt aber weiß er nicht mehr, daß er gefälſcht hat. Er iſt der Gefangene ſeines eigenen Betruges. Er iſt ſelber der Betrogene, der Wahrheit und Betrug nicht mehr unterſcheiden kann. Er glaubt ſeiner eigenen Lüge und iſt ſo von ihr umgeben und vergiftet, daß er darin unrettbar verloren gehen muß."

„Grauenvoll und ſinnverwirrend!" ſagte ich. „Mir ſchaudert davor. Schreibe doch das nicht! Wenigſtens nicht jetzt."

„Ich habe noch einen anderen Stoff, der mich anzieht," erzählte er weiter. „Mich gelüſtet, einmal eine einfache Geſchichte aus unſerer Jugendzeit zu ſchreiben. Der Held wäre der Sprößling eines

unſerer zur Reformationszeit um des Glaubens willen ins alte Zürich übergeſiedelten Geſchlechter. Er iſt der Sohn eines ruhigen und ehrenwerten Hauſes. Da beſchreibe ich meine eigene Knabenzeit. Meine Stube im grünen Seidenhof, weißt du noch? Die grau gemalte Stube, in der das Ölbild des Onkels hing. Ihre Fenſter blickten auf die Gartenpforte und gerade in die beiden rechts und links davon auf den Grasplätzen ſtehenden großen Birnbäume hinein."

„Ach, gewiß! Die mit den ſüßen Frühbirnen! Wir wählten vom Fenſter aus die ſchönſten für uns und ſchauten ihnen täglich zu, wie ſie im Sonnenſchein wuchſen und reiften und ſaftig gelb wurden. Pflückte man ſie aber, dann fielen ſo viele ſchöne herunter, und der Korb war ſo voll, daß wir die unſeren nicht mehr herauskannten."

„Die Erinnerungen aus der Knabenzeit, meine damaligen ſtillen inneren Kämpfe und Erlebniſſe wären mein eigentlicher Gegenſtand. Bei der Verarbeitung dieſes Stoffes möchte ich das Novelliſtiſche auf das Einfachſte, Unentbehrliche beſchränken — ein paar leichte Züge. Gefiele dir das?"

„Bitte, ja, ſchreibe das! Auf dieſe Kindheitstage bin ich begierig. Ich kannte dich in jener Zeit noch nicht recht, weil ich erſt ſpäter nachgekommen bin. Doch zu Hauſe bin ich wie du und mit dir in jenem alten, lieben Heim."

Dieſe Ausſicht erſchien mir wie das grüne Gezelt friſcher Baumkronen, in dem die wieder

unbegrenzt und unstet werdenden Gedankenflüge des Dichters rasten könnten. Gewiß, er bedurfte nun der Wohltat gänzlicher Ruhe. Seine geistige Tätigkeit jedoch gewaltsam und plötzlich zu hemmen, wie es seine ihn ängstlich liebende Frau zu versuchen gesonnen war, schien mir gefährlich. Eigene friedliche Erinnerungen mit Muße niederzuschreiben, das konnte ihn nicht ermüden wie das Erfinden und Vertiefen schwerer tragischer Konflikte. So hoffte ich, er werde, wenn er Neues beginne, sich aus eigenem Antriebe dieser einfachen Arbeit zuwenden. Sie aber, in zärtlicher Liebe, hätte ihm die Flügel gern so fest gebunden, daß er alles, alles vergessen und nur noch für das Behagen des heutigen Tages Wunsch und Sinn gehabt hätte.

Wie gerne hätte ich das beiden gegönnt, wenn es überhaupt bei des Dichters Natur erreichbar gewesen wäre!

Mit Weib und Kind an meinem eignen Herd,
In einer häuslich trauten Flamme Schein
Dünkt keine Ferne mir begehrenswert,
So ist es gut! So sollt es ewig sein . . .
Jetzt fällt das Wort mir plötzlich in den Sinn
Der kleinen, furchtsamen Sabinerin,
Das Wort, das nimmer ich vergessen kann:
„Da sitzt ein Pilgerim und Wandersmann."

Hätte ich ihm dauernde, gänzliche Untätigkeit angeraten, so würde er geantwortet haben:

„Wie kannst du Unmögliches von mir verlangen?“ Oder wie sein „Hutten“ dem Arzte der Ufenau:

„. . . Dein Rat ist wundervoll
Nicht leben soll ich, wenn ich leben soll.“

XIV.

„Wenn ich meinen großen, meinen schönen Hohenstaufenplan überhaupt noch ausführen will, so muß ich es jetzt tun," hatte mir der Dichter nach Vollendung der „Angela Borgia" einst im Bibliothekzimmer des Schlosses Steinegg anvertraut. „Es ist hohe Zeit! Heute fühle ich in mir die Kraft dazu; wer weiß, wie lange sie noch aushält! Auf, an das letzte, das herrlichste Werk, den höchsten meiner Pläne!"

Auf alle Mahnungen und Bitten antwortete er mit freundlichem Nachgeben. Aber sie halfen nichts. Seine Gedanken blieben im Banne seiner „Hohenstaufentragödie".

Der Plan zu seinem „Friedrich II." war ein seit Jahrzehnten gehegter und gereifter Vorwurf des Dichters.

Ende des Jahres 1883, nach der Publikation der „Hochzeit des Mönchs", schrieb er an Dr. François Wille in Mariafeld: „Es ist die erste von drei Kaisernovellen, welche ich entworfen habe." Es beschäftigte ihn das Schicksal Kaiser

Heinrichs IV. und dessen Konflikt mit seinem Sohne Heinrich V. Anfangs entstanden diese großen geschichtlichen Bilder in dramatischen Zügen. In seinem Geiste wogen sich die Gestalten gegeneinander ab, drängten sich in Gegensätzen hervor und formten sich gegenseitig zu scharfen Charakteren, die in unvermeidlichem tragischem Konflikt aufeinander stoßen mußten. Mir steht in klarer Erinnerung, wie der Dichter einst in Kilchberg diesen Kaiserplan vor mir entfaltete. Es waren große Szenen auf einer italienischen Burg, mit denen er seine Erzählung begann . . . Dann rief er, mitten in seiner dichterischen Vision, deren Gestalten ihn beunruhigend umdrängten:

„Du siehst, es ist zu viel! In einen einzigen dramatischen Rahmen läßt sich das alles nicht fassen. Ich muß zwei Dramen schreiben: einen Heinrich IV. und einen Heinrich V. — oder besser eine Trilogie, deren Abschluß mein Friedrich II. sein müßte, der schon längst in mir wächst und an mir zehrt."

Die Wandlung des Plans dieser „Kaisertrilogie" in die „drei Kaisernovellen", von denen er dem Freunde schreibt, daß er eine davon entworfen habe, wird keinen befremden, der die Weise kennt, in der C. F. Meyer seine Werke schuf und ausbildete.

Kaiser Friedrich II. hatte neben Otto III. und dem jugendlichen Konradin als eine die dichterische Behandlung geradezu herausfordernde geschichtliche

Rätſelgeſtalt ſchon in ſeiner Frühzeit meines Bruders Intereſſe gefeſſelt. Dieſe „Stoffe“ hatten ihn nie losgelaſſen. Sie waren ihm durchs Leben gefolgt und, zuzeiten freilich in den Hintergrund ſeiner Seele zurücktretend, mit dem Dichter gereift und gewachſen. Im letzten Jahrzehnt ſeines Schaffens hatte ſich die Herrſchergeſtalt Friedrichs II. der Phantaſie C. F. Meyers in ſteigendem Maße bemächtigt. Immer deutlicher ſah er in ihm den Typus vermeſſener Größe, die über ihrer Zeit und wider ihre Zeit ſteht. Immer mehr lockten ihn die dem Mohammedanismus zuneigende Ungläubigkeit des Helden und der ſizilianiſche Schauplatz mit der eigentümlichen Miſchung italieniſcher, germaniſcher und arabiſcher Kultur. Beſonders aber trieb es ihn, den Gegenſatz zwiſchen der großartigen Imperialpolitik der Hohenſtaufenkaiſer und der, wie er als Dichter ahnen durfte, ſchon zu Dantes Zeit im Keime vorhandenen national-italieniſchen Politik darzuſtellen. Noch einmal wollte er die inneren Erfahrungen des eigenen Lebens und die Entwicklungen ſeines eigenen Jahrhunderts in einem großen hiſtoriſchen Bilde zuſammenfaſſen.

Schon im Auguſt, kurz nach dem Aufenthalte auf Steinegg, ſchreibt er mir, die Schönheit ſeines Entwurfs habe ihn ſo frappiert, daß er nun ganz entſchieden die Vollendung ſeines „Friedrich II.“ beabſichtige. Vorübergehend dachte er daran, der Schwierigkeit der Wahl zwiſchen dramatiſcher und novelliſtiſcher Behandlung des edeln Stoffes

dadurch auszuweichen, daß er die Dichtung zugleich in beiden Formen zu entwerfen versuchte.

Wie ein lichter Eisdom über die vorgeschobenen grünen Vorberge mit den dazwischen ruhenden Tälern glänzend und Sehnsucht erweckend im Dufte der Ferne emporragt, so stand im Hintergrunde aller nähern und leichter auszuführenden Vorwürfe in der Seele des Dichters sein „Hohenstaufenplan".

Er sprach in ehrfürchtiger Stimmung davon, als von einem letzten noch fernen Ziele, wie wenn er nur mit gereinigter Seele diesen Stoff anzugreifen wagte.

Ich sehe jetzt, daß der Dichter im Jahre, bevor er mir davon sprach, am 1. Oktober 1890, dem ihn in Kilchberg besuchenden Herrn Dr. Fritz Kögel seinen „Hohenstaufenplan" mitteilte. In derselben Stimmung, ja, mit denselben Worten, die sich später auch mir unauslöschlich einprägten. Genauer wüßte ich ihn aus eigener Erinnerung nicht wiederzugeben. Mir ist, wenn ich dies „Gespräch" eines dichterisch Begabten mit dem Dichter lese, als höre ich meines Bruders Stimme und Betonung. So setze ich denn diese in klaren Linien gegebene Vorzeichnung den wenigen Fragmenten dieser letzten Dichtung C. Ferd. Meyers vor, die sich in seinem Nachlasse noch fanden.

Der ihm vorschwebende lichte Aufbau läßt sich aus diesen Bruchstücken kaum ahnen. Die helle Bergspitze entschleiert sich nicht. Nur einzelne Schroffen und Wände blicken in scharfem Lichte durch die Wolkenhüllen.

Herr Dr. Fritz Kögel hörte aus des Dichters Munde[1]):

„Friedrich ist auch einer jener Rätselmenschen. Er vereinigt in sich, wie in seiner Politik, drei verschiedene Nationen, die er zu einem Weltreich zusammenschweißen will: germanische, italienische Natur, arabische Einflüsse. Seine Freigeisterei ist ganz modern. Dies zu malen ist eine sehr lohnende Aufgabe.

Mein Stoff ist der Verrat des Pier delle Vigne, seines Kanzlers. Auch der ist dunkel, unaufgeklärt. Ich stelle dar die Entfremdung und den Bruch aus früherer innigster Freundschaft und Vertrautheit. Dies Problem, eins der Grundprobleme der Dichtung, ist um so dankbarer, weil hier kein großer Schatten überhängt: Shakespeare hat es nicht behandelt. Der Bruch geht hervor und kann nur hervorgehen aus politischen Meinungsverschiedenheiten und verschiedener Ansicht über Lebensfragen des politischen Handelns. Ein vorher verdeckter grundsätzlicher Gegensatz ihrer Naturen kommt zum Ausbruch und trennt sie.

Pier delle Vigne ist Italiener, Friedrich will Italien und Deutschland vereinigen, muß daher auf Deutschland Rücksicht nehmen. Dies Interesse teilt Vigne nicht, dem nur Italien am Herzen liegt. Es ist die gefährliche Zeit, wo Papst Innocenz, ein Ungeheuer, den Kaiser zur Ver-

[1]) Bei Conrad Ferdinand Meyer. Ein Gespräch. Mitgeteilt von Fritz Kögel. (Die Rheinlande, Monatsschrift für Deutsche Kunst. 1. Jahrg. Oktober 1900.)

antwortung vor das Konzil von Lyon ruft, wo der Kampf, der Friedrich ans Leben geht, aufs heftigste entbrannt ist, wo es sonst in seinen Kämpfen schlecht für ihn steht, also jeder Schritt die schwersten Folgen haben kann und seine Lage fast verzweifelt ist. — Vigne hat nun ein Weib, das den Kaiser liebt. Von dieser Liebe finden sich in den Chroniken Andeutungen. Der Kaiser war klug genug, das seinem Kanzler zu sagen. Diese Frau läßt, ehe sie stirbt, beide an ihr Lager rufen und sagt ihnen: „Ich habe euch beide geliebt und kann nicht sterben, Kaiser, ohne dir zu sagen: ‚Dieser mein Mann weiß ein Mittel, dich in deiner jetzigen gefährlichen Lage zu retten. Er spricht im Schlaf, und ich habe ihn nachts das oft sagen hören. Er weiß eins und will es dir nicht sagen.‘“ Hiermit stirbt sie, dem Kaiser den Stachel des Zweifels in die Seele senkend und den Kanzler zwingend, schließlich sein Geheimnis zu sagen. Dies ist: „Der Kaiser solle von all seinen gegen den Papst behaupteten Ansprüchen und Rechten zurücktreten, um durch den Eindruck davon den Papst zu zwingen, das gleiche zu tun. Hiermit sei der Streit zu Ende, und er siege der Welt gegenüber ob.“ Das ist nun ein gefährliches Mittel, das zu dem Charakter und den politischen Plänen des Kaisers nicht paßt. Und der ist mißtrauisch, ob dieser Rat aufrichtig oder hinterlistig sei. Er mißtraut, ob jener ihn verderben wolle als Italiener aus Eifersucht. Hierin liegt der Keim zur Zerstörung

ihrer Vertraulichkeit. Entfremdung tritt ein und frißt weiter. — Der Bruch trägt sich so zu. Der Kaiser ist unpäßlich. Vigne läßt ihm einen Trank geben, der ihn heilen soll. Aber Friedrich wagt nicht, den von Vigne kommenden Trank zu trinken. Da erhebt sich der Kanzler in Entrüstung: „Ich habe so lange Jahre für dich gewacht, gesorgt, gearbeitet und erhalte als Lohn diese Kränkung. Trinke den Trank!“ Aber Friedrich mißtraut, stößt den Becher von sich, so daß er umrollt und der Wein über den Tisch hin verschüttet wird. Dieser Trank war kein Gift. — Die Entfremdung ist nun da, Vignes Untergang unvermeidlich. Er findet ihn auf würdige Weise. Der Kaiser ist wieder krank. Von der Äbtissin eines Klosters, die in päpstlichem Solde steht, kommt ihm ein Heiltrank. Friedrich will ihn trinken. Vigne steht in einer Nische, tritt hervor und sagt: „Trinke ihn nicht, Kaiser, es ist Gift!“ Friedrich, der verdüstert, grausam geworden ist, will einen gefangenen Lombarden, einen Rebellen, den Trank vorkosten lassen. Der sagt empört: „Töte mich, wenn du willst, aber dir vorzukosten, kannst du mich nicht zwingen.“ Vigne beschwört den Kaiser, solche Grausamkeit nicht zu begehen. Der Kaiser gerät in Zorn, gibt den Befehl, den Lombarden sofort hinzurichten. Da tritt Vigne dazwischen: „So sollst du dich nicht selbst besudeln, ich werde den Becher für dich kosten.“ Es ist Opferung, denn er weiß, daß es Gift ist. Er trinkt und sinkt

tot um. In diesem Augenblick Trompetenschall: Botschaft einer von Manfred gewonnenen Schlacht, Botschaft, daß dem Kaiser ein Enkel geboren ist. Friedrich voll Rührung: „An der Leiche dieses Treuen grüß ich dich, Enkel! Mögest du glücklicher sein als er. Ich grüße dich mit dem Namen: Konradin!"

Im Frühjahr 1892, als der Dichter zu ermüden und zu erkranken begann, vermochte er nicht mehr, den immer strenger werdenden Forderungen, die er an seine Poesie stellte, gerecht zu werden. Seine Schaffensfreude verwandelte sich zuletzt in die Pein eines fruchtlosen Kampfes. Es war ein unendlich trauriger und schwerer Übergang zur Altersruhe. Keiner seiner Entwürfe konnte ihm mehr genügen. Er warf seine schönsten ins Feuer. So überlebten ihn nur wenige seiner „Petrus Vinea-Fragmente". Zwei derselben, deren Eindruck sich mir nie verwischen wird, sind aus seinem spärlichen literarischen Nachlasse verschwunden. Was sich davon noch vorfand, ist mir gestattet worden hier mitzuteilen.

Petrus Vinea.

Novelle.

I.

Der Abend dämmerte an der kalabrischen Küste, und auf einem Vorgebirge läutete im Kloster das Ave. An dem scharfen Umriß des gegenüberstehenden Felsens, der schroff in das Meer abfiel,

wand ſich ein Reiſezug empor, deſſen vorderſte Gruppe ſchon Einlaß begehrte vor dem Tor des Turmes, der dieſe Klippe krönte. Andere ließen ihre Tiere auf halber Höhe verſchnaufen, und der letzte, in weißem Mantel und auf weißem Roſſe, hielt noch am Fuße des mächtigen Zackens und betrachtete die kerkerähnliche Burg, die er trug, und die auf einem zornigen Gewitterhimmel ſtand. Dann ſtieg er ab und führte, den Dienſt eines Begleiters zurückweiſend, ſein feines Roß, das von edelſter Art ſchien, aber vor dem Wetterleuchten ſcheute, am Zaume mit unendlicher Sorgfalt die Krümmungen des Burgwegs empor, oft von einem Blitz überſchimmert, der ihn in liebevollem Kampfe mit dem ſich bäumenden Tiere zeigte.

Als er es endlich begütigend durch den niedrigen Torbogen brachte, wurde er in dem engen und hohen Hofe von den Fackeln der Inſaſſen und von ſeinem eigenen, mit zahlreichen Laſttieren vorangegangenen Geſinde aufs ehrerbietigſte empfangen und erfuhr, ohne Verdruß, von dem Kaſtellan, König Heinrich, nach welchem er ſich erkundigte, und der der Gefangene dieſer Burg ſein mochte, habe heute abend ſchon frühe ſein Lager und die Ruhe geſucht. Dann gebot der Reiſende ſeinen Leuten, ihm eine luftige Kammer und ein einfaches Mahl von den mitgebrachten Vorräten zu bereiten, was den Zorn des verſchmähten kalabriſchen Burgkochs erregte, der, die blanken Zähne knirſchend, dem Gaſt den Rücken wandte.

Zuletzt fragte er den Kastellan in höflicher Art, ob ihn die Königin noch empfangen könne. Dieser ging, ihn zu melden, und brachte den Bescheid, Königin Margarete bitte den Erlauchten, sie im Saale zu erwarten.

Er wurde in ein spärlich erhelltes, durch Gegenstände der Andacht, Bildwerke und Betstuhl verengertes Gemach mit lastendem Gewölbe geführt. Hier stellte er den Kastellan zur Rede, der ihm heftige Gebärden, aber ein ruhiges Gesicht entgegenhielt. „Wie befindet sich der König?“ fragte der Besucher.

„Sehr ungleich, Erlauchter — wie sich eben ein Jüngling oder der es eben noch war, befinden kann, wenn man ihm die Freiheit nimmt. Abwechselnd verbringt er seine Tage mit wilden Ritten und Hetzen, wo ihm seine Wache kaum folgen kann, oder im nichtigsten Müßiggang und der vollständigsten Faulheit und Untätigkeit. Nie berührt er eine Feder oder ein Buch, wie der Herr Kanzler wohl auch weiß. Mit seinem Weibe ist der König, fuhr er fort, äußerst zärtlich und erdrückt sie mit Liebkosungen; morgen zankt und streitet er sich mit ihr herum, ja, er mißhandelt und schlägt sie. Seine ihm genommenen Kinder vermißt er oft schmerzlich und jammert ihnen herzbrechend nach, bald vergißt er ihr Dasein. Mit seinem Vater, dem Kaiser, macht er sich viel zu schaffen, redet mit ihm im Selbstgespräch, des Tages, wenn er sich allein glaubt, und mehr noch

nächtlicherweile viel und heftig, ſich anklagend und entſchuldigend, aber immer mit großer Ehrfurcht und Ehrerbietung.“ Der Kaſtellan machte eine Pauſe und ſchloß: „Und dann huldigt der König dem Becher. Jetzt, zum Beiſpiel, liegt er trunken.“

Der Kanzler, wie ihn der Kaſtellan genannt, hatte den Bericht, der ihm nichts oder wenig Neues ſagen mochte, ruhig angehört; dann fragte er: „Wie war es hier während des Aufſtandes der Barone?“

„Erlauchter glaubt gerne, daß wir Tag und Nacht wachſam waren und jeder auf ſeinem Platze ſtand oder ſchlich. Auch drängte ſich weder offene Kunde noch geheime Botſchaft ein. Doch durften wir die Königin nicht verhindern, drüben bei den Frauen — er wies in der Richtung des Kloſters — Meſſe zu hören; und Erlauchter weiß beſſer als ich, wie alle Klöſter des Reiches zuſammenhangen unter ſich und mit Rom, und wie die Engel und Mönche — er lächelte — zwiſchen ihnen fortwährend Boten laufen. So iſt es nicht erſtaunlich, wenn die Königin dem Könige die Anträge der Aufrührer zutrug und ins Ohr flüſterte. Da gab es aber Auftritte. Der König rief — und je mehr die Königin ihn bat, leiſe zu ſprechen, deſto lauter ſchrie er aus — nie werde er ſich gegen den Kaiſer verſchwören, der ihm ſonſt genug zu vergeben habe. Er verfluchte ſein Weib als eine Eva und Verführerin und ſchleifte ſie an den Haaren.“

Während er immer gedämpfter redete, hielt

der Kastellan sich halb gegen die Tür gewendet, durch welche er die Königin erwartete. — Und jetzt (erschien sie), ein auffallend schönes Weib. Sie schritt auf den Besuch zu und stellte sich ihm mit feindlicher, ja mit einer herausfordernden Gebärde und mit drohenden Augen gegenüber. „Du hier, Petrus Vinea?“ fragte sie. „Was willst du gegen uns? Das Wort des heiligen Vaters wahr machen?“

„Ich weiß nicht, welches Wort des heiligen Vaters meine Herrin meint; wo steht es?“ erwiderte Petrus in bescheidenem Tone, aber auch seine Augen begannen zu lodern, denn er fühlte den Haß des Weibes.

„Hier!“ sie wies ihm eine Rolle, die sie in der Hand hielt, „in diesem neuesten Rundschreiben des heiligen Vaters an seine ganzen Kleriker.“ Nicht mit einem boshaften Lächeln oder einem höhnenden Worte, sondern mit dem Jubel eines offenen Hasses bot sie dem Kanzler das aufgerollte Blatt.

„Tötlich!“ frohlockte sie.

Der Kanzler ließ das Blatt sich wieder zurollen und schob es ungelesen in den Busen.

„Was führt Euch her, Petrus?“ fragte die Königin.

„Der Kaiser,“ antwortete dieser, „trug mir auf, da mich einmal seine Angelegenheiten herüber geführt hätten, nach deren Beilegung auch . . . . . zu besuchen und mich nach Euren und des Königs Wünschen zu erkundigen.“

Da wurde das junge Weib traurig und antwortete: „König Heinrich hat keine Wünsche

mehr, außer vielleicht, in ſeinen vernünftigen Stunden, das Ende und das Grab. Ihr habet ihn mir durch eure Schrecken und Kerker mehr als zur Hälfte zerſtört. Meine Wünſche aber ſind einfach — und der Zorn überwältigte ſie wieder — ich wünſche von Herzen und weiß, daß es ſich erfüllt: Kaiſer Friedrich und ſein ganzes Geſchlecht möge böſe zu Grunde gehen, wie mein lieber König Heinrich nach einer unerſchöpflichen Menge von Verrat und Greuel. Und auch du, Petrus Vinea, mögeſt deinen Kaiſer ſchlimm verraten, der dich ja zuvor betrogen und zum Hahnrei machte, wie der heilige Vater jetzt haßvoll der ganzen Chriſtenheit geoffenbart hat. Sie ſprach das gemeine Wort ohne Spott und Bosheit aus, auf des Kanzlers Bruſt deutend, wo das Blatt (ſich befand) und wohin auch er mit der Hand fuhr, tödlich erblaſſend, obgleich es eine alte und völlig unwahre Geſchichte war. Die Grauſame weidete ſich an der Verwundung und dem Erbleichen.

Der inzwiſchen leiſe eingetretene Sarazene des Kanzlers machte eine Bewegung, ſeinem Herrn beizuſtehen, berichtete dann aber in ſeinem gebrochenen Italieniſch, das Lager des Gebieters ſei, der Kühle halber, da ſich das Gewitter verzogen habe und die Sterne ſtrahlen . . . . .

Petrus Vinea.

Unter der luftigen Kuppel eines hochgelegenen Sommerſaales im Kaſtell von Palermo ſchlummerte

der Kaiſer im kühlen Atem des Meeres, deſſen Bläue die untere Hälfte der mauriſchen Fenſterbögen füllte, die obere dem reinſten Himmel überlaſſend. Herabgebrannte Kerzen, deren bleiche Flämmchen wie ein endendes Leben im Morgenwinde flatterten, und eine den gelöſten Fingern des Entſchlafenen entglittene Pergamentrolle bewieſen eine durchwachte Nacht, und die gefurchte, vom Schlummer ungeglättete Stirn eine ſchwere Staatsſorge und eine geſchwundene Jugend. Und dieſe mochte lange, weit in männliche Jahre hinein, gedauert haben, denn der Körper, der hier ruhte, war von geſchmeidigem Wuchſe und ſeltener Wohlgeſtalt. Aber die Seele auf dem wohlgebildeten Antlitz zuckte unruhig, wie die flatternden Flämmchen im Morgenwind, und über die Stirn zogen Wolken, die dem reinen Himmel fehlten.

Jetzt näherte ſich leiſe, aber ruhig, wie ein Vertrauter des Hauſes, eine große Geſtalt, die vor dem Schlummernden ſtill hielt und ihn langſam betrachtete. Ein gebräunter, ernſter Kopf mit antiken Zügen und krauſem, leichtergrautem Haupthaar und Barte neigte ſich näher über das ſchlummernde Haupt mit einem ſeltſam gemiſchten Ausdruck von Liebe, Mitleid und Abſcheu. Sie mochten ſich kennen, die beiden. In der Tat, der Lauſcher war Petrus Vinea, der Vertraute des Kaiſers, und das Selbſtgeſpräch, das er mit verſchloſſenem Munde führte, lautete alſo:

Da liegt das Ungeheuer. Der Auszug und

Widerſpruch der Zeit! Ihr Kind und die Züge der Mutter verleugnend; ihr vorauseilend, hinter ihr zurückgeblieben, der Gründer des Staates und der Verächter der . . . . .

Alma. Schließe ich das Fenſter, Herrin? Die Nachtluft weht kühl.

Euphemia. Nein, laß es offen, Alma; es iſt ſo ſchwül. (Blickt nach dem Port.) Läuft kein Segel ein? Kein Stern glänzt — das Meer geht hohl — Schon den dritten Tag! Haſt du den Flaminio in den Port geſendet?

Alma. Er ſteht dort ſchon von Morgengrauen an Wache. Sei ruhig, Herrin! Er bringt dir den Gemahl, ſobald der Kanzler das Land betritt. Er iſt treu und liebt dich, wie wir alle.

Euphemia. Den Kanzler und den Kaiſer.

Alma. Gewiß beide, wenn ſie zuſammen reiſen.

Euphemia. Ich fühle mich ſchwach, und mein Leben flattert, wie dort das Flämmchen an der Kerze. Der Wind bläſt es aus. (Die Kerze erliſcht.)

Alma. Jeſus Maria!

Euphemia. Siehſt du wohl? Doch das erſchreckt mich nicht. Ich bin nicht die erſte die ſtirbt, und ich bin verſehen und bereitet.

Alma. Aber — Herrin —

Euphemia. Was meinſt du?

Alma. Ihr habet Euch heute durch die Beichte gewaſchen; nun ſeid Ihr rein vom Wirbel zur Zehe; hütet Euch vor jedem Flecken! Meine Liebe zu Euch heißt mich reden.

Euphemia. Was denkſt du dir?

Alma. Ich meine — mit Huld und Erlaubnis —, Ihr tätet beſſer, den Kaiſer nicht mehr ſehen zu wollen. Eueren Gemahl — ja. Das iſt chriſtlich. Aber den Kaiſer — liebe Herrin, ich meine in meiner Einfalt — beſſer entſchlüget Ihr Euch aller weltlichen Gedanken, und es wäre Eurer Seele nicht heilſam, mit einem fremden Mann im Herzen die dunkle Schwelle zu betreten.

Euphemia. Törin! Wenn es einmal ſein muß. Glaube mir nicht an das alberne Märchen!

Alma. Ich glaube auch nicht daran. Aber wir Weiber ſind ſchwach, und es wäre ſchade, wenn Eure Seele den geringſten Schaden erlitte — und dann — der Kaiſer iſt, wie wir alle wiſſen, ein Ungläubiger, und ich möchte, um nichts auf der Welt, an meinem letzten Pfühl, wenn Ihr denn meint, daß er Euch bereitet iſt, einen Ungläubigen ſtehen haben. Euer Engel könnte davor ſchaudern.

Euphemia. Plaudre nicht länger! Ich höre Schritte. Gehe entgegen und öffne! (Alma ab.)

(Allein, erhebt ſich.) Eben noch ſo ſchwach und jetzt mein Herz, klopfſt du zum Zerſpringen. Ruhig, mein Herz, es iſt keine Schuld an dem,

was ich tun will. Es ist Verrat, aber aus Liebe, und dann ist so wunderbar, daß es zu beiden weder zu tadeln noch zu loben ist. Und dann weiß ich nicht, warum ich es tue, und muß es tun. Und täte ich es nicht, könnte ich die Erde nicht ruhig verlassen und müßte zurückkehren, um meine toten Lippen zu öffnen. Lieber noch die sterbenden! (Sie wankt.)

Kaiser. Vinea.

Vinea (fängt sie in den Armen auf): Mein liebes Weib!
(Er küßt sie und führt sie an das Ruhebett.)

Kaiser. Edle Herrin! — — —

Vinea. Mein Liebstes, dein Brief wurde mir von dem Schiffe, das uns nach Kalabrien holte. Du riefst so dringlich, und ich verzweifelte fast, als der Sturm uns verschlug, und glaubte dich im Ansturz der Wellen rufen zu hören. Hier bin ich und der, den du mit mir herriefest.

Kaiser. Edle Frau, nicht minder als Petrus zürnte ich mit dem Winde, der uns von Euch wegriß; aber da sind wir, und da wir Euch lebend finden, so hoffen wir, daß Ihr noch eine Weile bei uns bleibet und uns nicht verlaßt.

Euphemia. Setzet euch beide an mein Lager! Gebt mir die Hände! Bleibet unzertrennlich in meinem Andenken! Mein ganzes Leben seid

ihr beiden edlen Männer. Nehmet meinen Dank, daß ihr mich vor mir ſelbſt errettet habt. Du, Petrus, mit deiner Großmut, und du, Kaiſer, mit deiner Selbſtüberwindung. Ich war ein ſündiges Weib, aber ihr beide hieltet mich vom Abgrund zurück. Seit der Stunde, da ihr mich mir ſelbſt zurückgabet, habe ich nur den einzigen Gedanken gehabt, euch zuſammen zu halten und jeden Schatten zwiſchen euch fern zu halten. Sagt mir es noch einmal, daß ihr euch liebet und Nichts zwiſchen euch liegt, daß ihr miteinander ſiegt oder untergehet. Vergieb, erhabener Herr, dein Stern kann ja nicht untergehen, und wenn ſich die Welt gegen dich erhöbe! aber ich ängſtige mich, ich ſehe dich bedroht . . . .

XV.

Es iſt ein heißer, goldener Sommerabend und die Stimmung einer Scheideſtunde, mit denen in meiner Erinnerung die Petrus Vinea-Fragmente zuſammenfließen. Wir wanderten auf der Höhe über Kilchberg den im roten Widerſchein glühenden, langſam erlöſchenden Schneebergen entgegen. Unten erſtarb das Gold des Abendlichts im See.

Nach einem ſchwülen Tage, der ſich nur langſam abkühlte, dämmerte ein ſtiller Abend über die Felder herab. Wir gingen zuſammen und wandten uns links ab von der hochgeführten Straße auf den Weg, der abwärts zur Kirche und weiter zum Baumgarten und Hoftore meines Bruders führte. Ich ruhte ſtill im Behagen des geſchwiſterlichen Zuſammenſeins. Doch meinem Bruder ſchien etwas Beſonderes auf der Seele zu liegen, — er war beſtrebt, mich von der Familiengruppe abzulöſen und mit mir voranzugehen.

„Ach, laß uns doch zuſammenbleiben am letzten Abend," bat ich.

„Gerade weil du morgen nicht mehr da bist, sieh, muß ich dir noch schnell meinen Hohenstaufen erzählen. Ich bin gezwungen, mich damit zu beschäftigen, wenn ich ihn überhaupt noch vollenden will. Und dieser schöne Arbeitsabschluß ist mein sehnlichster Wunsch. Du wirst sehen, ich habe ihn ganz neu gestaltet, und mußt mir noch sagen, ob er dir einleuchtet."

„Conrad, du darfst nicht. Du versprachst, etwas Leichteres vorzunehmen — die Jugenderinnerungen. Komm, wir wollen Luise und dein Kind nicht hinter uns zurücklassen!"

„Nur einen Augenblick noch!" drängte er.

Und auf einmal war er mitten in seinem Gegenstande. Ich war nicht zum Anhören eines dramatischen Entwurfes gestimmt und kämpfte mit einer ungewissen Traurigkeit. Anfangs lieh ich den bewegten Worten meines Bruders, der mir Kaiser Friedrich II. und seinen Kanzler Petrus am Sterbebette der edeln Griechin Euphemia zeigte, nur ein halbes Ohr.

„Ich wage es," sagte er, „und lege in den Mund dieser Frau das Geheimnis der Zukunft, das ihrem Manne, der ein Italiener ist, die Ruhe raubt. Die Sterbende allein darf es Friedrich offenbaren: ‚Mein Mann,' flüstert sie, ‚o Kaiser, weiß ein Geheimnis, das dich rettet, und will es dir nicht sagen'."

„Getraust du dir," fragte ich, „den mittelalterlichen historischen Stoff mit deinen modernen

nationalen Ideen zu durchtränken? Kannſt du deinen Petrus Vinea von einem befreiten Italien träumen laſſen? Iſt das nicht zu viel gewagt?“

„Nein,“ ſagte er. „Es ſchreibt überhaupt keiner ein Drama, ohne es durch eine ſtarke Strömung ſeiner eigenen Zeit zu bewegen und zu beleben. Jedes Drama bedarf einer gewiſſen Aktualität. Übrigens weißt du wie ich, daß es immer Menſchen gab und geben wird, die nicht ihrer Zeit angehören, frühe Schwalben, die noch keinen Sommer machen, einzelne Träger und Märtyrer kommender Entwicklungen.“

Das mußte ich ihm alsbald zugeben. „Aber,“ ſagte ich, „wie kannſt du dir die mittelalterlichen Päpſte als die Führer und Träger der nationalen Kultur und Diplomatie Italiens denken?“

„Warum nicht? Es ſind geniale Leute unter ihnen. Du weißt nicht, was aus ihnen geworden wäre, wenn ſie jahrhundertelang die beherrſchende Spitze einer mächtigen romaniſchen Staatseinheit gebildet hätten. Vielleicht als weltliche Fürſten und dann mit erblicher Thronfolge . . .“

Schweigend verſuchte ich, dieſen verwegenen Gedankenflügen zu folgen. Da tauchten unverſehens meines Bruders „Papſt Julius II.“ und ſein Cäſar Borgia vor mir auf, und mir wurde klar, daß er mit dieſen Ideengängen ſchon von lange her, ſchon ſeit er hiſtoriſche Stoffe dichteriſch zu geſtalten angefangen hatte, wohlvertraut war.

Das Dunkel war indeſſen hereingebrochen. Die

Lampe ſtand in meines Bruders Wohnzimmer bei offenen Fenſtern auf dem großen Schreibtiſche.

Er ließ ſich auf ſeinem Lederſofa nieder und zog Papiere aus einer Schublade.

„So, nun ſetze dich dort in den Lehnſtuhl und höre mir zu. Ich leſe dir die Kaiſer Friedrich-Studien, — es ſind deren nur wenige — noch vor dem Abendeſſen vor.“

Er begann mit einer Szene des Novellenentwurfes, die mir einen ganz unbeſchreiblichen Eindruck zurückließ. Sie iſt nicht mehr vorhanden. Sie beſchrieb die Stimmung der auf die Ankunft ihres Mannes und deſſen Herrn, des Kaiſers Friedrich, harrenden, ſterbenden Euphemia. Sturm peitſcht die Brandung am Fuße des Turmes, in deſſen hoher Kammer die Fieberkranke im Halbſchlummer liegt. Sie horcht hinaus nach dem Toben des Windes und des Meeres.

„Kommt er noch, ſolange ich Atem habe? Kommt er nicht mehr? . . . Verlöſch ich, bevor er kommt?“ . . .

So flüſtert ſie, von einer leiſe neben ihr wachenden Kammerfrau von ferne belauſcht. Draußen jagen ſchwarze Wolken über die bald verborgene, bald aus einem fliegenden Silberſaum wieder hervortretende Mondſichel. Bei der Kranken im Gemache ſchwebt, von der Gewalt des Orkans bewegt, eine in Ketten hangende Ampel von der Decke. Mit dieſem Lichte führt ſie ihre heimliche Zwieſprache:

„Erleb ich's? Erleb ich's nicht? . . . Wird er mir glauben? . . . Kann ich's vollbringen? . . . Iſt es zu ſpät?“ liſpelt ſie, von Windſtößen unterbrochen. Das Flämmchen biegt ſich im Luftzuge, es kämpft, es flackert, und während das Geflüſter verſtummt und die Kranke entſchlummert, verſchwebt und erliſcht es.

War es der Gedanke, mein Bruder ſelbſt vermöge das künſtleriſche Ziel, das ihm hier vorſchwebte, nicht mehr zu erreichen, war es die gedämpfte wohllautende Stimme, mit der er vorlas, war es irgend ein mich unbewußt treffender Zug der Ähnlichkeit mit unſerer Mutter, der in der Perſon des Vorleſers oder in dem Seelenbilde, das er von dieſer lieblichen Scheidenden entworfen hatte, mich ergriff . . . es wurde mir ſchwer, die Tränen zurückzuhalten.

„Du haſt dabei unſerer Mutter gedacht,“ ſagte ich.

Er verneinte nicht und fuhr fort, mir dieſelbe Turmſzene mit der Ankunft des Kanzlers und des Kaiſers in dramatiſcher Form vorzuleſen, wie ſie noch vorhanden iſt. Hier trat mir nun weder die Individualität des Dichters noch die der drei dargeſtellten Perſonen ſo charakteriſtiſch und ergreifend entgegen wie in dem erſten, in den Rahmen der Novelle gehörenden Bilde. Dieſe Szene tat mir inſofern wohl, daß ſie mich ernüchterte und mich wieder in Faſſung brachte. Der vorherrſchende Eindruck war die Überzeugung, vorausſichtlich würde

die dramatiſche Ausarbeitung weit hinter der unvergleichlichen Novelle zurückbleiben, die der Dichter als ſein letztes geliebtes Werk der „Verſuchung des Pescara“ an die Seite zu ſtellen verlangte.

Er ergriff nun ein anderes Blatt und begann die zur Novelle gehörende fragmentariſche Szene vorzuleſen, in der die Porträtbildniſſe der beiden Hauptgeſtalten gegeben werden, das des unruhig ſchlummernden Kaiſers und das des in Liebe und Groll, in Bewunderung und Vorwurf nachdenklich über ihn gebeugten Kanzlers Petrus.

Da dieſe Szene mit dem ſtimmungsvollen Hintergrunde der Meeresweite herrlich und mit Sorgfalt ausgeführt iſt, ſo zweifle ich keinen Augenblick, daß ſie dem Anfange des dritten Aktes der dramatiſchen Bearbeitung entſpricht. Einige Minuten ſpäter wird der Geſandte Frankreichs in die luftige Säulenhalle eingeführt werden. Der Kanzler empfängt ihn, und ſie beginnen in einer Niſche des Hintergrundes, um den ruhenden Kaiſer nicht zu ſtören, ihre leiſe Unterredung, als dieſer aus unruhigen Träumen auffährt und ſich mit dem Schreckensausrufe: „Mörder!“ auf ſeinen ihm entgegentretenden Kanzler wirft.

Das Verhältnis zwiſchen den beiden vertrauten Freunden iſt ſchon ein ſo geſtörtes, daß die mit vorwurfsvoller Treue auf dem Antlitze des Kaiſers haftenden Blicke Vineas als rächende Traumgeſtalten des Schlummernden Seele beunruhigen und bedrohen.

Begierig horchend folgte ich dem mich feſſelnden Selbſtgeſpräche des Kanzlers:

„Hier liegt das Ungeheuer. Der Auszug und Widerſpruch der Zeit! Ihr Kind, und die Züge der Mutter verleugnend; ihr vorauseilend, hinter ihr zurückgeblieben; der Gründer des Staates und der Verächter der . . .“ „Menſchen,“ fuhr ich fort, da mein Bruder innehielt.

„Oder ‚der Menſchheit‘ . . . Was hältſt du für das Beſſere?“

„Bitte, fahre fort.“

„Ich kam nicht weiter. Höre nun, wie ich den Kanzler zu Anfang der Novelle einführe.“

Und er las den ſchönen Eingang, der den Aufritt des Reiſezuges zur Burg des unglücklichen Königs Heinrich in Gewitterbeleuchtung darſtellt.

Dann ſprach er von der Charakterentwicklung des Kanzlers Petrus von dem Punkte an, da der Kaiſer ſich innerlich empört gegen die Zumutung, ſeine Macht zu beſchränken, um ſie zu ſtärken. Von dem Punkte an, da er den Italiener, um ſeines Rettungsplanes willen, zu haſſen beginnt; da er den Abfall der italieniſchen Untertanen ahnt und Verrat wittert.

C. F. Meyers Friedrich II. überliefert ſich ſeinem Schickſal, wo er im entſcheidenden Augenblicke kleinlich mißtraut. Hier beginnt er unaufhaltſam zu ſinken. Von Argwohn gelähmt, hat er nicht mehr die Kraft, nach dem vor ihm ſchwebenden leuchtenden Gebilde der germaniſchen

Kaiserkrone zu greifen. Er glaubt nicht daran, und es versinkt wieder in Jahrhunderte dauernde Nacht. Mit ihm versinkt das seinen Beruf verkennende Geschlecht der Hohenstaufen.

Wie aber beschreibt der Dichter im Gegensatze dazu die in paralleler Linie niedersteigende Bahn des in die Ungnade seines Herrn gefallenen Kanzlers? — Sobald der Kaiser im Rettungsvorschlage seines Getreuen Verrat wittert, steht diesem mit dem Untergange seines Planes als unvermeidlich sein eigener Sturz vor Augen. Es bleibt ihm nichts anderes als Ergebung in das Unabwendbare. Aus Petrus Vinea wollte der Dichter einen Versucher zum Guten gestalten. Er wollte ihm das Edelste seines eigenen Wesens einhauchen, zugleich aber einen echten und wahren Italiener aus ihm machen. Das Märtyrertum des Petrus Vinea wäre das einer Menschenseele geworden, die sich einer genialen Persönlichkeit in treuester Ergebenheit untergeordnet hat, und der nun der Glaube an ihr Idol von diesem selbst Stück um Stück aus dem Herzen gerissen wird. Den letzten Rest von Leben und Liebe wirft diese Menschenseele ins Opferfeuer, um ihren Herrn vor der tiefsten sittlichen Entwürdigung zu retten. Als diese tiefste Erniedrigung erscheint dem Kanzler der Despoteneinfall Friedrichs, den gefangenen Lombarden wie einen gekauften Sklaven, nein, wie ein unnütz gewordenes oder schädliches Tier als Giftprobe zu mißbrauchen. Diesen verletzenden Zug,

der nicht den Kanzler persönlich beleidigen soll und gerade darum seine Menschlichkeit um so tiefer und um so gerechter empört, erträgt er nicht. Er trinkt den Giftbecher selbst, um das Gewissen des Kaisers vor einer schmählichen Blutschuld zu bewahren und das Leben eines Schuldlosen zu retten.

Dies sind die Linien, die sich als Grundriß des „Hohenstaufendramas" an jenem Sommerabend neben dem vom schwülen Lufthauch leise bewegten Lampenlicht meinem Gedächtnis eingeprägt haben. Mir erschien das Ganze als ein edler, großer Entwurf mit wenigen und einfachen Motiven. Es sind leichte, aber sichere Umrisse. Sie kreuzen und widersprechen sich nicht, sondern bilden in meiner Erinnerung eine reine Zeichnung. Doch sind die schwebenden Linien noch lange kein ausgeführtes, deutliches Bild. Eine zusammenfassende Schlußszene, die damals wohl auch im Manuskript vorhanden war, schwebt mir in kräftigen Zügen und Farben vor.

„Was sagst du zu diesen Fragmenten?" fragte der Dichter nach einer Pause, als er vorzulesen aufgehört hatte.

„Herrlich sind sie — wunderbar schön!" gestand ich ergriffenen Gemüts. „Aber, bitte, überarbeite dich nicht daran! Versprich die Arbeit niemandem, auch dir selbst nicht. Lasse sie wachsen. Vertraue sie ihrem schönen Triebe an! Deine besten Arbeiten entstehen in der Stille und werden geboren ohne viel handwerkliches Zutun."

So ſagte ich mit erwachender großer Liebe zu dem entſtehenden Werke des Bruders, aber mit zagendem Herzen. Wie ſehnte er ſich danach, ſeinen „Hohenſtaufenentwurf“ noch als letzte Arbeit zu vollenden! — Bei mir behielt der Eindruck der ſterbenden, verſchwebenden Flamme die Oberhand.

Viel Schweres und Schönes iſt ſeither darüber gegangen — Kampf und Sieg. Heute fürchte ich nicht mehr, daß die ſchöne Flamme erſterbe.

Seltſam mutete es mich an, als C. F. Meyers „Petrus Vinea-Fragmente“ gedruckt und, mit kritiſchen Erklärungen durch jüngere Freundeshände verſehen, wie zerbrochenes Altertum wieder ans Licht gefördert wurden. Diesmal wollte nun mich ſelbſt das Gefühl beſchleichen, als ſei ich vor langer Zeit ſchon geſtorben: doch auf einmal beſann ich mich, daß ich noch lebe, wenn ich auch in jenen Tagen ſchon dabei geweſen bin, als die Vinea-Fragmente geſchrieben wurden.

So muß ich denn zum Schluſſe noch einmal auf die künſtleriſchen Abſichten meines Bruders im „Hohenſtaufenplane“ zurückkommen. Ich habe ſie, ohne mich mit dem Dichter eingehend darüber zu beſprechen — wir hielten es nicht für nötig —, einfacher aufgefaßt als der neuere Kritiker. In meiner Erinnerung iſt der Plan ein ſchlichter Aufbau. In der Mitte die beiden großen, gegen-

seitig aufeinander wirkenden Hauptgestalten; ihnen zur Seite, minder hervortretend, die beiden Frauen, in deren einer Frauenliebe, durch Entsagung geläutert, zur reinen, rettenden Macht wird, während in der anderen heiße, unfreie Liebe sich verbittert und in Haß verwandelt, der nicht retten, nur verderben kann, — in jenen Haß, den Lenau den „Sklaven der Natur" nennt.

Gewiß hätte der Dichter durch vielerlei Nebengruppen und mannigfaches symbolisches Beiwerk diese allzu strenge Symmetrie unterbrochen und verborgen. Die malerische Eingangsszene der Novelle, die den Kanzler im Felskastell am Meer der Königin Margarete gegenüberstellt, gibt eine Idee davon. In diesem Stile geschrieben, in dieser Kraft der Zeichnung und der Farbengebung stelle ich mir die vollendete Novelle vor. Seine Gestalten hätte C. F. Meyer so individuell aufgefaßt und derart aus der Kultur des dreizehnten Jahrhunderts und dem Geiste der Frührenaissance herausgebildet wie beispielsweise seinen Dante Alighieri in der Rahmenerzählung der „Hochzeit des Mönchs".

Ich glaube überhaupt in dieser Novelle einen Versuch des Dichters zu erkennen, in die Zeit Friedrichs II. und deren Gedankenstrom sich einzutauchen und aus dem geistigen Luftkreise dieser Epoche heraus lebenswahre und scharf ausgeprägte Individualitäten zu bilden. In diesem Sinne hätten wir in der „Hochzeit des Mönchs" eine Vorstufe

zur Hohenstaufennovelle und in wenigen, aber bestimmten Zügen eine Vorstudie zum Charakter Friedrichs II. Aus diesem Kaiser sollte eine Herrschergestalt von genialer Größe werden. Petrus Vinea steht im Banne dieser großen Persönlichkeit und ist ihr in bewundernder Treue zugetan und ergeben.

Nicht die Wahrhaftigkeit und Treue eines deutschen „treuen Eckehart" wollte der Dichter in ihm schildern. Die Erkenntnis der Charaktere seines Friedrichs II., seines Kanzlers Petrus, seiner Euphemia und die Elemente, aus denen er sie bildete, hätte er aus italienischen Quellen, aus Dante und Giotto, geschöpft. Der Dichter kannte dieses Element aus der „Göttlichen Komödie", deren einfach gezeichnete, feierliche Gestalten von diesem lichten Strome erwärmend umflutet werden. Ich erinnere nur an das einzigartig schöne Verhältnis des durch das Jenseits pilgernden Dichters zu seinem Führer Virgil und an den starken, tiefinnerlichen Seelenausdruck der geradlinigen Gestalten des Giotto.

Von seinem liebevollen Verständnis Dantes und Giottos aus wäre der Dichter zur Bewältigung seines schweren Kaiser Friedrich-Stoffes vorgedrungen.

Darum befremdet mich, daß ein meinem Bruder befreundeter Erklärer dieser Fragmente von einer stoischen Ergebung des Kanzlers Petrus in sein Schicksal sprechen kann, und ich bin froh,

daß Dr. Fritz Kögel, dessen aus dem Gedächtnis aufgeschriebener „Vinea-Plan" mich durch seine verständnisvolle Genauigkeit in hohem Grade überraschte, nichts von stoischem Verzichten aufgezeichnet hat.

Der Dichter selbst hatte keine stoische Ader. Stoische Größe lag seiner Künstlernatur fern. Der Stoizismus erscheint auch mir seiner Unbeweglichkeit und Starrheit wegen wesentlich unpoetisch, trotz aller großen Achtung, die er mir abzwingt. So kann ich mir nicht denken, wie der Dichter seinen Petrus Vinea, vom Moment an, da er seines Sturzes gewiß ist, als Stoiker stufenweise weiter entwickelt hätte. Eher noch hätte er ihm etwas von der geduldigen, unbesiegbaren Tragkraft seines „Odysseus" verliehen, die dem Dichter — ich dürfte sagen — vorbildlich geworden war. Doch auch das wage ich nicht zu behaupten. Das individuelle Leben seiner großen Menschen, ihre scharfen Profile, das dämonische Wachsen ihrer Leidenschaften darzustellen, das war seine eigenste Kunst, über die er kein Wort verlor.

Wie mein Bruder die dramatische Bewegung geführt, wie er das den Kaiser verderbende, das in despotische Grausamkeit ausartende Mißtrauen in seinem Wachstum geschildert hätte, kann ich nicht sagen, nur ahnen. Gewiß ist mir eines: der Dichter hätte dem Kanzler Petrus, seinem Lieblinge, sicherlich keine Qual erspart, die zur Vertiefung dieser schönen, humanen, schmerzgewohnten Natur führen konnte.

Die dem Kaiser im dritten und vierten Akte des in Gegenwart meines Bruders von Professor Adolf Frey aufgezeichneten dramatischen Planes entstehenden Schwierigkeiten sind, wie dieser gewiß richtig vermutet, retardierende Momente, die den jähen Sturz des Kanzlers maskieren. Sie zeigen auch, daß es jetzt zu spät ist, den vorgeschlagenen Rettungsweg zu betreten. Wohl versucht der Kaiser noch einmal einzulenken, indem er seinen Kanzler als Gesandten nach Lyon senden will. Petrus Vinea kann und darf aber keine seiner Überzeugung und seinem Rettungsvorschlage widersprechende Politik vertreten. Die Auskunftswege des Kaisers sind nicht die von ihm vorgeschlagenen Rettungswege.

Über die sehr scharf und deutlich entworfene zweite Frauengestalt, Königin Margarete, sagte mein Bruder nichts. Mir scheint, sie stehe schon in der einzigen Szene auf dem Meerschlosse groß und ausgeprägt genug da, um den Gedanken an eine dritte Frauenfigur auszuschließen. Der Dichter hat keinesfalls an eine solche gedacht. Wo wäre Raum für sie?

Er dachte sich die Erinnerung an die gestorbene Euphemia als einen bis zum Ende fortwirkenden Einfluß. Ich sehe in der Frau des Kanzlers das Bild jener Liebe, die immer selbstloser wird und zugleich immer scharfsichtiger für die Gefahren derer, die sie behüten möchte, einer Liebe, die noch unter der dunklen Pforte sich umwendet, um warnend zurückzuwinken.

Euphemia als Erinnerung bleibt zwiſchen dem Kaiſer und dem Kanzler ſtehen. Tröſtlich dieſem und zum Ausharren mahnend, jenem aber widerwärtigen Andenkens. Der Kaiſer wird auch die ſterbende Euphemia jetzt beargwöhnen, ihr Bild wegſchieben oder wegwerfen. Dies veränderte Verhältnis des Kaiſers zu der Toten würde eine Verſchärfung der ſeeliſchen Leiden des Kanzlers darſtellen.

Doch ich wage keine Vermutungen.

Die vorhandenen Vinea-Fragmente bezeichnen gewiſſe Höhepunkte der Handlung, entſcheidende Stellen, die mein Bruder zuerſt zur eigenen Orientierung zu markieren und auszuführen pflegte. Dieſes letzte Werk war erſt begonnen und noch nicht zu dem Grade der Vollendung gediehen, wo es angefangen hätte, aus ſich ſelbſt zu leben. Es hat die Stufe nicht erreicht, wo eine Dichtung, aus eigenem innerem Triebe wachſend, zur Fülle gelangt und emporſteigend den Dichter mit ſich emporhebt.

Dennoch laſſen die Bruchſtücke ahnen, daß der Plan, der dem Geiſte des Dichters vorſchwebte, ein hoher, wohlerwogener war. In meiner Erinnerung ſteht er als ein Ganzes, deſſen Schluß ein notwendiger und erhebender Abſchluß iſt.

Für den Kanzler bedeutet er: Treue bis in den Tod, Rechtfertigung, für den Kaiſer: Erkenntnis, Reue, innere Reinigung. In der Botſchaft von der Geburt des Enkels erſcheint ihm die Hoffnung, der ſinkende Stern ſeines Hauſes werde in hellerem Lichte noch einmal aufgehen.

Dem Wissenden aber bedeutet dieser Schluß den Hinweis auf die verborgene Zukunft, auf den Untergang der Hohenstaufen und auf den sühnenden Tod des Jüngsten und Schuldlosesten eines Geschlechts, das seine Herrschsucht nicht zu beschränken, seine Macht nicht in den Dienst eines großartigen und selbstlosen königlichen Weltgedankens zu stellen vermochte.

Künstlerisch geredet weist der Schluß hin auf ein letztes, abschließendes Hohenstaufendrama: Konradin.

Eine Dichteraufgabe! — Wenn der Genius des zwanzigsten Jahrhunderts nicht andere Gegenstände wählt als das Schicksal gewappneter Völkerhirten, um das unaufhaltsame Ringen der Menschheitsseele nach Verkörperung von Wahrheit und Gerechtigkeit im Spiegel der Dichtkunst zu zeigen.

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

3 2044 019 929 520

This book should be returned t
the Library on the last date stampe
below.

A fine of [redacted]ts a day is incurre
by retaining it beyond the specifie
time.

Please return promptly.

DUE DEC 5 1914

DUE JAN 31 192 JAN 1 1 1964 ILL

DUE MAR 2 1

DUE JUN 11 43

DUE JUN 11 43

DUE JUN 12 43

OCT 13 '60 H

WIDENER

SEP 1 0 1998

OK DUE